

Aufbruch zur Weltstadt

Julius Rodenberg und sein Buch „Wiener Sommertage“ (1875) *

Peter Payer

Das im Jahr 1875 erschienene Buch „Wiener Sommertage“ ist ein bemerkenswertes Zeugnis Wiener Stadtgeschichte. Geschrieben von dem Berliner Julius Rodenberg, also mit dem Blick von „außen“, dokumentiert es die Bemühungen Wiens, zur „Weltstadt“ aufzusteigen und seine Position unter den führenden europäischen Großstädten zu behaupten. Stilistisch gekonnt und mit feiner Ironie, nähert sich Rodenberg dem Wesen der Stadt, erforscht er voll Neugier deren Bewohner, Gebäude, Straßen und Plätze. „Mein lieber Leser, du mußt bedenken, daß ich ein Fremder in Wien bin und daher ein Recht habe mich über alles Mögliche zu wundern“¹, stellt er gleich zu Beginn klar. Es ist ein wertschätzendes, lebensfrohes Buch, geschrieben mit der überbordenden Euphorie des beginnenden Weltausstellungsjahres 1873, als nur wenige die schon kurze Zeit später hereinbrechende Krise ahnten. Die fundamentalen ökonomischen, sozialen und kulturellen Transformationen, denen Wien im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ausgesetzt war, bilden dann auch die Folie, vor der die facettenreichen Schildерungen Rodenbergs ihre Wirksamkeit entfalten.

Julius Rodenberg: Publizist zwischen Tradition und Moderne

Der Name verweist auf den Ort seiner Herkunft: In der niedersächsischen Kleinstadt Rodenberg kam am 26. Juni 1831 Julius Levy zur Welt, der Jahrzehnte später unter dem Namen Julius Rodenberg weit über die Grenzen seines Heimatortes hinaus bekannt werden sollte.² Sein Vater, der jüdische Kaufmann Simon Gumpert Levy, und seine Mutter Amalie waren wohlhabende Bürger der Stadt. Aufgeklärt-liberal und literarisch interessiert, ließen sie Julius, das älteste von sechs Kindern, zunächst von Hauslehrern unterrichten, ehe er höhere Schulen im nahe gelegenen Hannover und in Rinteln besuchte. Es folgte ein Studium der Rechtswissenschaften in Heidelberg, Göttingen, Marburg und Berlin, das er 1856 erfolgreich abschloss.

Ausgestattet mit einer umfassenden humanistischen Bildung, veröffentlichte Julius Levy schon während seiner Studienzeit erste literarische Arbeiten, zumeist

* Der vorliegende Artikel basiert auf dem Nachwort des Autors zur aktuellen Neuherausgabe von Julius Rodenbergs „Wiener Sommertage“ im Czernin-Verlag (2009). Für wertvolle Hinweise bedanke ich mich bei Günther Haller, Hubert Weitensfelder und Thomas Palffinger.

¹ Julius Rodenberg, Wiener Sommertage, Leipzig 1875, 14. Zur Geschichte des Fremdblicks auf Wien vgl. Klaralinda Ma, Brigitta Psarakis, „... ein ungeheurer herrlicher Garten ...“. Wien aus der Sicht ausländischer Besucher vom 15. bis zum 19. Jahrhundert, Wien 1988.

² Zur Biographie Rodenbergs vgl. Heinrich Spiero, Julius Rodenberg. Sein Leben und seine Werke, Berlin 1921.

Gedichte in Form von Sonetten und Liedern. Er verkehrte in Literatenkreisen, denen u. a. Paul Heyse, Gottfried Keller oder Jakob, Wilhelm und Herman Grimm angehörten. Hin und her gerissen zwischen der Berufswahl Jurist oder Schriftsteller, wandte er sich immer mehr der Dichtung zu. Auf Anraten seines Mentors, des Schriftstellers und Diplomaten Karl August Varnhagen von Ense, legte er seinen jüdischen Familiennamen ab und nannte sich ab 1855 Rodenberg. Zum Christentum konvertierte er – obwohl ihm auch das geraten wurde – jedoch nicht.

Sein Talent zum Schreiben führte Julius Rodenberg auch zum Journalismus. Er verfasste Feuilletons und Reiseberichte für den „Hannoverschen Kurier“ und arbeitete als Korrespondent der „Zeitung für Norddeutschland“ und der „Deutschen Reichszeitung“. Im Jahr 1859 ließ er sich endgültig in Berlin nieder, wo er zum Mitarbeiter der „Nationalzeitung“, der „Preußischen Zeitung“ und der „Breslauer Zeitung“ avancierte sowie zum Korrespondenten der in Wien erscheinenden „Presse“. Sich als Journalist und Schriftsteller eine Existenz aufzubauen, daran arbeitete Rodenberg in jenen Jahren unermüdlich. „Ich komme mir oft vor, wie ein Fabrikarbeiter“, bekannte er einmal vollkommen Erschöpft in einem Brief an seine Mutter.³

In den folgenden Jahren vergrößerte er seinen Aktionsradius weiter: 1861 bis 1863 fungierte er als Herausgeber des „Deutschen Magazins“. Angebote, die Leitung der „Gartenlaube“, damals die auflagenstärkste deutschsprachige Zeitschrift, oder den Unterhaltungsteil der soeben in Wien gegründeten „Neuen Freien Presse“ zu übernehmen, lehnte er ab, da dies mit Übersiedlungen nach Leipzig bzw. Wien verbunden gewesen wäre. Er entschied sich stattdessen für die Mode- und Frauenzeitschrift „Bazar“, deren belletristische Beilage er von 1865 bis 1867 leitete, was ihm erstmals ein ausreichendes Einkommen sicherte. In den Jahren 1867 bis 1871 gab er schließlich – anfangs noch gemeinsam mit Ernst Dohm – die Zeitschrift „Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft“ heraus.

Ausgestattet mit ausreichend publizistischer Erfahrung und einem großen Netzwerk an literarischen und kulturpolitischen Kontakten, gründete er 1874 sein eigenes Blatt: die „Deutsche Rundschau“. Vorbild waren die großen englischen und französischen Revuen, denen Rodenberg nun eine deutsche Zeitschrift für das gebildete Bürgertum, gleichermaßen liberal wie national ausgerichtet, entgegenstellte – mit überwältigendem Erfolg. Die „Deutsche Rundschau“ entwickelte sich zum Forum für die wichtigsten literarischen und wissenschaftlichen Größen der Zeit. Schriftsteller wie Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Theodor Storm, Marie von Ebner Eschenbach oder Theodor Fontane veröffentlichten hier – oft erstmals – ihre Werke; Historiker, Philosophen und Naturforscher, darunter Gustav Droysen, Hermann von Helmholtz, Ernst Haeckel, Max von Pettenkofer oder Rudolf Virchow, diskutierten die neuesten Erkenntnisse auf dem Gebiet der Geistes- und Naturwissenschaften. Auch stilistisch ging Rodenberg neue Wege, indem er in seiner Zeitschrift die literarische Form des Essays etablierte.

Die Herausgabe der Zeitschrift wurde zu seinem Lebenswerk. Vier Jahrzehnte leitete er ihre Geschicke mit Umsicht und Menschenkenntnis und prägte damit das kulturpublizistisch bedeutendste Medium des deutschen Kaiserreichs. Im Urteil eines Zeitgenossen: „Die Deutsche Rundschau war geworden, was sie werden sollte: die große Zeitschrift der deutschen Bildung, sie hatte ihr Programm

³ Zit. nach Spiero (Anm. 2), 53.



Abb. 1: Julius Rodenberg, Foto: Levinthal-Paetz, um 1870 (Österreichische Nationalbibliothek/Bildarchiv)

eingehalten. Ohne Dilettantismus im abschätzigen Sinne bot sie den Aus- und Überblick über das Leben der Zeit von seinen geschichtlichen Wurzeln bis zu seinen gegenwärtigen Bewegungen“.⁴

Die bürgerlich-konservative Ausrichtung der Zeitschrift entsprach ganz dem Weltbild Rodenbergs, der in Berlin seine ideale Wirkungsstätte gefunden hatte. Als Patriot und Bewunderer Otto von Bismarcks war er ein Anhänger des noch jungen, seit 1871 bestehenden Deutschen Reiches, das auch in kultureller Hinsicht – und nicht zuletzt mit Hilfe der „Deutschen Rundschau“ – seine Identität zu finden begann. Rodenberg engagierte sich nebenbei für ein Goethe-Nationalmuseum in Weimar und wurde schließlich einer der Mitbegründer der Goethe-Gesellschaft.

In Berlin führte er gemeinsam mit seiner Frau, der Fabrikantentochter Justina Schiff, die er 1863 geheiratet hatte, und seiner Tochter Alice ein beständiges, ganz der Arbeit gewidmetes Leben – oft bis an die Grenzen der körperlichen Belastbarkeit. Rodenberg war schon in jungen Jahren leicht kränkelnd, litt häufig an Kopfschmerzen und „Nervendruck“. In einer Selbstcharakteristik meinte er einmal: „Ich bin ein Mann (...) von bescheidenen Ansprüchen, von zufriedener Gemütsart und konservativer Gesinnung, (...) ein wenig nachdenklich und manchmal sentimental, sonst aber ohne Harm, und meine Vergnügungen sind von der unschuldigen Art. Ich liebe die Ordnung. Alles zu seiner Zeit.“⁵

Der ausgeprägte Fleiß und der Ordnungssinn dürften wohl auch dafür verantwortlich sein, dass Rodenberg neben seiner Tätigkeit als Herausgeber noch genügend Zeit fand, zahlreiche eigene literarische Werke zu veröffentlichen: drei umfangreiche Romane, Gedichte, Epen, Dramen, Libretti für Opern, Kindheits- und Jugenderinnerungen sowie Schilderungen von Reisen, die ihn nach England, Wales, Irland, Frankreich, Dänemark, Deutschland, Malta, Italien, Schweiz und Österreich geführt hatten.⁶

Gegen Ende seines Lebens war er zu einem der berühmtesten Exponenten des deutschen Kulturlebens geworden. Anerkannt und hochgeehrt – u. a. hatte er den Ehrentitel Professor erhalten und noch zu Lebzeiten wurde in Berlin eine Straße nach ihm benannt – starb Julius Rodenberg, dreiundachtzigjährig, am 11. Juli 1914 in seinem Berliner Wohnhaus.

Annäherungen an die Großstadt

Die erste Bekanntschaft mit einer großen Stadt machte Julius Rodenberg im Oktober 1853, als er als zweiundzwanzigjähriger Student nach Berlin kam, damals eine enge Stadt von rund einer halben Million Einwohner. Für den das Leben auf dem Land und in der Kleinstadt Gewöhnten war die Fülle der Menschen und Bilder zunächst beängstigend und verwirrend, doch auf Streifzügen durch die Stadt machte sich Rodenberg sukzessive mit seiner neuen Umgebung vertraut, und auch sozial fand er rasch Anschluss.⁷

⁴ Spiero (Anm. 2), 99. Vgl. dazu auch Wilmont Haacke, Julius Rodenberg und die Deutsche Rundschau. Eine Studie zur Publizistik des deutschen Liberalismus (1870–1918), Heidelberg 1950.

⁵ Zit. nach Julius Rodenberg, Bilder aus dem Berliner Leben. Herausgegeben von Gisela Lüttig, mit einem Nachwort von Heinz Knobloch, Berlin 1987, 365.

⁶ Ein vollständiges Verzeichnis seiner Werke findet sich in Spiero (Anm. 2), 135-138.

⁷ Spiero (Anm. 2), 26.

Die wirkliche Initiation in das Großstadtleben kam ein Jahr später. Auf Einladung einer hannoverschen Zeitung begab er sich nach Paris, um von dort über die Industrie- und Kunstausstellung des Jahres 1855 zu berichten. Nach London (1851) war Paris der zweite prominente Veranstaltungsort einer derartigen „Weltausstellung“, die nun alle paar Jahre abgehalten werden sollte. Im April traf Rodenberg in der französischen Metropole ein, doch so sehr ihn die lichtdurchfluteten Boulevards zunächst gefangen hielten, er fühlte sich den fremden Verhältnissen gegenüber ebenso unsicher wie den literarischen Aufgaben seiner Reise. Seine stilistisch heterogen und bisweilen unbeholfen wirkenden Berichte publizierte er im folgenden Jahr unter dem Titel „Pariser Bilderbuch“, ein Werk, das ihm – wider Erwarten – als erstes seiner Stadtbücher ansehnlichen Erfolg bescherte.⁸

Es folgte die Riesenmetropole London, damals die größte Stadt der Welt, die Rodenberg im September 1856 mit Bangen betrat. Ursprünglich nur auf Verwandtenbesuch, machte er bald die Bekanntschaft des Bibliothekars Emanuel Deutsch, der ihn ausführlich in das Leben der Großstadt einführte. Mehrere Monate blieb Rodenberg nun in London, verbesserte seine Sprachkenntnisse, studierte die englischen Geschichtsschreiber und Dichter und beobachtete fasziniert das Treiben in den Straßen der Stadt.⁹ Schon zwei Jahre später, im Sommer 1858, reiste er erneut in die Metropole, 1860 folgte ein weiterer mehrwöchiger Aufenthalt aus Anlass der in diesem Jahr stattfindenden Weltausstellung. Die literarischen Früchte der Reisen waren die beiden, von ihm selbst als „Skizzenbücher“ bezeichneten Großstadtreportagen „Alltagsleben in London“ (1860) sowie „Tag und Nacht in London“ (1862).¹⁰ Mit vier Auflagen in zwei Jahren wurde letzter genanntes Buch zu Rodenbergs erstem wirklichen Erfolg. Endlich hatte er auch literarisch die „Unruhe der ersten Reisebücher abgestreift“ und seine Stilsicherheit als Großstadtreporter gefunden.¹¹

Sich in einer Großstadt mit ihrem ununterbrochenen Wechsel der Eindrücke, der verwirrenden Vielzahl an Signalen und fragmentierten Räumen zurechtzufinden, verlangt von jedem Neuankömmling – so der Stadtforscher Rolf Lindner – eine kulturelle, aber auch psychische und physische Anpassungsleistung.¹² Diese Anpassungsleistung hatte Rodenberg nun vollbracht – und sie half ihm auch auf seinen noch folgenden urbanen Erkundungen.

Meist war die Eröffnung einer Weltausstellung unmittelbarer Anlass für längere Großstadtaufenthalte. 1867 wurde sie erneut in Paris abgehalten, und wieder berichtete Rodenberg über die Vorgänge in der ihm nun bereits vertrauter Stadt. „Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht“ nannte er sein noch im selben Jahr erschienenes Werk, in dem er gemeinsam mit anderen deutschen und französischen Autoren „ein möglichst vollständiges Bild“ der Metropole zu geben ver-

⁸ Julius Rodenberg, Pariser Bilderbuch, Braunschweig 1856; vgl. Spiero (Anm. 2), 33, 38, 48-49.

⁹ Spiero (Anm. 2), 34-37.

¹⁰ Julius Rodenberg, Alltagsleben in London. Ein Skizzenbuch, Berlin 1860; Des., Tag und Nacht in London. Ein Skizzenbuch zur Weltausstellung, Berlin 1862. (Neuausgabe: Julius Rodenberg, Tag und Nacht in London. Ein Skizzenbuch zur Weltausstellung. Mit einem Nachwort und Anmerkungen herausgegeben von Stefan Neuhaus, Hannover 2007.)

¹¹ Spiero (Anm. 2), 51, 54. Die Vielzahl der Londoner Eindrücke verarbeitete Rodenberg auch in Romanform: 1863 erschien „Die Straßensängerin von London“, ein am sozialen Realismus von Charles Dickens orientiertes Werk.

¹² Rolf Lindner, Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage, Frankfurt/Main 1990, 45.

suchte.¹³ „Möglichst“, denn spätestens seit den berühmten Paris-Schilderungen von Louis-Sébastien Mercier¹⁴ war klar, dass die sich formierende moderne Großstadt keineswegs mehr zur Gänze wahrnehm- und erfassbar war.¹⁵ Dieser Tatsache war sich Rodenberg wohl bewusst, weshalb er seine Stadtbeschreibungen gerne „Skizzen“ nannte.

Sechs Jahre nach Paris kam Wien an die Reihe. Schon lange hatte Wien auf die Abhaltung einer Weltausstellung gedrängt, 1873 war es endlich soweit. Für Rodenberg war die Stadt keineswegs mehr Neuland. Schon mehrmals war er hier gewesen, bisweilen hatte er sogar überlegt, sich in Wien sesshaft zu machen. Rodenberg liebte die Musik- und Theateraufführungen der Stadt, und durch seine langjährige Tätigkeit für die „Neue Freie Presse“ war er ihr innerlich weit mehr verbunden als vielen anderen Metropolen Europas. Die „Neue Freie Presse“ war es auch, die Rodenberg nun einlud, über die Weltausstellung, die Sehenswürdigkeiten und das Alltagsleben in Wien zu berichten. Ein Angebot, das der zweiundvierzigjährige Rodenberg gerne annahm. Mit Begeisterung und großem Kenntnisreichtum betätigte er sich als „Wanderer“ und Kundschafter, der seinen Lesern sowohl die Vielfalt der Weltausstellung wie die der Stadt zu erschließen versuchte. Zwei Jahre später veröffentlichte er seine Reportagen, ergänzt um eine Vergleichsstudie zwischen Wien und Berlin, in Buchform. „Wiener Sommertage“, 1875 im Leipziger Verlag Brockhaus erschienen, war ein Reiseführer der besonderen Art geworden, eine Liebeserklärung an die Schönheit und den kulturellen Reichtum der Stadt, gleichermaßen bildend wie unterhaltend.¹⁶

Die Schattenseiten des Großstadtlebens, das triste Leben der Armen und Elenden, blieb in den „Wiener Sommertagen“ – wie übrigens auch in Rodenbergs übrigen Stadtbüchern – ausgeblendet. Während andere Großstadtreporter sich des immer brennender werdenden Themas der Verelendung der Massen annahmen¹⁷, schilderte Rodenberg das aristokatisch-bürgerliche Gesicht der Stadt, beschränkte sich somit auf jene Menschen, Sehenswürdigkeiten und Kuriositäten, zu denen er als gebildeter Zeitgenosse Zugang hatte. Dabei legte er eine gelungene Mischung aus kulturhistorischer Information und literarisch angereicherter Erzählung vor, die auch bei Publikum und Kritik auf großes Interesse stieß. So lobte der Schriftsteller Anastasius Grün das Buch ebenso wie Rodenbergs Biograph Heinrich Spiero, der noch Jahrzehnte später den „betörenden Hauch“ hervorhob, der in dem Text herrsche.¹⁸ Und auch der Musikkritiker Eduard Hanslick sprach von einem „wertvollen Büchlein“ mit „einer Menge der interessantesten historischen Daten, von denen viele eingeborene Wiener gewiß zum ersten Male Kenntnis erhielten“.¹⁹

¹³ Julius Rodenberg, Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht. Ein Skizzenbuch zur Weltausstellung, Leipzig 1867, V.

¹⁴ Louis-Sébastien Mercier, Tableau de Paris, Hambourg-Neuchâtel 1781 (erweiterte Ausgabe 1788).

¹⁵ Vgl. dazu Susanne Hauser, Der Blick auf die Stadt. Semiotische Untersuchungen zur literarischen Wahrnehmung bis 1910, Berlin 1990.

¹⁶ Rodenberg (Anm. 1).

¹⁷ Vgl. dazu Werner Michael Schwarz, Margarethe Szeless, Lisa Wögenstein (Hg.), Ganz unten. Die Entdeckung des Elends – Wien, Berlin, London, Paris, New York, Ausstellungskatalog des Wien Museums, Wien 2007.

¹⁸ Spiero (Anm. 2), 52.

¹⁹ Eduard Hanslick, Aus meinem Leben. Berlin 1894, 289.



Abb. 2: Wien aus der Vogelschau, Sepiazeichnung: Gustav Veith, 1873 (Wien Museum)

Streit zwischen den beiden deutschsprachigen Metropolen hatte in Rodenbergs Leben Berlin gewonnen, das zu seiner zweiten Heimatstadt geworden war. Ihr widmete er seine letzten drei Städtebücher, die zwischen 1885 und 1888 unter dem Titel „Bilder aus dem Berliner Leben“ erschienen.²⁰ Mit großer Detailfreude schilderte er sein Berlin, das – ähnlich wie Wien – gerade dabei war, sich zur modernen Großstadt zu entwickeln. Ein gewaltiger Umbruch war im Gange, den Rodenberg mit genauem Blick registrierte: „Vielleicht gerade, weil er kein Berliner von Geburt war, ist er auf Straßen und Plätzen der Stadt mit der gleichen andächtigen Aufmerksamkeit umherspaziert, die er als fahrender Journalist den fremden Weltstädten entgegenbrachte“, vermutete ein Redakteur der „Vossischen Zeitung“.²¹

Wennleich viele der belletristischen Werke Rodenbergs wegen ihres stark zeitgebundenen Inhalts und einer oft moralisierenden Erzählweise heute nur mehr schwer lesbar scheinen, so sind seine Großstadtreportagen nach wie vor spannende Dokumente des urbanen Alltagslebens jener Zeit. Nicht zufällig waren es seine detaillierten Ausführungen über Berlin, die Ende der 1980er Jahre zur Wiederentdeckung Rodenbergs durch den deutschen Schriftsteller und Feuilletonisten Heinz Knobloch führten. Er erkannte in Rodenberg den außergewöhnlichen Stadtschilderer, der spannende „Kulturgeschichte mit Urteilen“ schrieb²², eine Etikette, die wohl auch das Wiener Buch treffend charakterisiert.

²⁰ Julius Rodenberg: Bilder aus dem Berliner Leben, Berlin 1885; Ders., Bilder aus dem Berliner Leben. Neue Folge, Berlin 1887; Ders., Unter den Linden. Bilder aus dem Berliner Leben, Berlin 1888.

²¹ Zit. nach Rodenberg, Lüttig (Anm. 5), 355.

²² Ebenda, 364.

Im Auftrag der „Neuen Freie Presse“

Seit 1848 gab es in Wien mit der vom Verleger August Zang gegründeten „Presse“ ein publizistisches Organ, dessen liberal-konservative Berichterstattung insbesondere im wirtschaftlichen und kulturellen Bereich neue Maßstäbe setzte. Zahlreiche Journalisten im In- und Ausland arbeiteten für die „Presse“, darunter zeitweise auch Julius Rodenberg. Nach internen Streitigkeiten verließ jedoch ein Großteil des Mitarbeiterstabs die Zeitung. Max Friedländer und Michael Etienne gründeten die „Neue Freie Presse“, die am 1. September 1864 erstmals erschien. Eine anspruchsvolle, moderne, politisch und kulturell einflussreiche Zeitung entstand, Aushängeschild des liberalen Bürgertums und Stammbrett des assimilierten Judentums in der gesamten Donaumonarchie.²³

Zwei Mal täglich, als Morgen- und Abendblatt, erschien die „Neue Freie Presse“, mit einem Umfang zwischen 16 und 40 Seiten und kontinuierlich steigenden Auflagen (1870: 25.000, 1901: 55.000 Stück). Vor allem das Feuilleton versammelte schon bald die bekanntesten Schriftsteller und Journalisten der Zeit. In ihm erlebte die bürgerliche Kultur eine Hochblüte, wurde der Wunsch nach universaler Bildung auf allen Gebieten des Geistes, ob Literatur, Geschichte, Geographie, bildende Kunst, Theater oder Musik, befriedigt.²⁴

Abwechslungsreiche Abhandlungen für ein anspruchsvolles Publikum zu bieten, das war das Ziel der Feuilletonisten, zu denen auch Julius Rodenberg gehörte. Nachdem er eine fixe Mitarbeit im Redaktionsteam abgelehnt hatte, stand er der Zeitung regelmäßig als Korrespondent und freier Mitarbeiter zur Verfügung. Bereits im Februar 1865 brachte die „Neue Freie Presse“ die Erstveröffentlichung seines zweiten Romans: „Die neue Sündfluth“ erschien mehrere Monate lang als Fortsetzungsgeschichte.²⁵ In der Folge stand er der Zeitung vor allem als Reiseschriftsteller zur Verfügung, als welcher er sich bereits einen Namen gemacht hatte. Ab den 1870er Jahren publizierte er mehrere große Artikel pro Jahr, u. a. über die Nordsee²⁶, Hannover und Umgebung²⁷, Karlsbad²⁸, die Vogesen²⁹, Pfalzburg³⁰, Elsaß-Lothringen³¹, Bayern³², aber auch über größere Städte wie Paris³³, Berlin³⁴ oder Prag.³⁵ Hinzu kamen einige historische Berichte, etwa über

²³ Zur Geschichte der Presse vgl. 150 Jahre „Die Presse“. Ein Stück Österreich, Ausstellungskatalog des Historischen Museums der Stadt Wien, Wien 1998.

²⁴ Vgl. dazu u. a. Doris Chamrath, Das Feuilleton der „Neuen Freien Presse“, Wien, phil. Diss. 1959; Hubert Lengauer, Das Wiener Feuilleton nach 1848, in: Kai Kauffmann, Erhard Schütz (Hg.), Die lange Geschichte der Kleinen Form. Beiträge zur Feuilletonforschung, Berlin 2000, 102-121.

²⁵ Die neue Sündfluth. Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert, in: Neue Freie Presse, 11.2.1865 bis 12.6.1865.

²⁶ Auf der Nordsee. Neujahrserinnerung, in: Neue Freie Presse, 1.1.1870, 1-3.

²⁷ Wanderungen im Lande der Welfen, in: Neue Freie Presse, 22.8.1871, 1-4; 23.8.1871, 1-4.

²⁸ Karlsbad und die Dichter, in: Neue Freie Presse, 18.5.1873, 1-3; 21.5.1873, 1-3.

²⁹ Eine Herbstfahrt in die Vogesen, in: Neue Freie Presse, 20.10.1871, 1-3.

³⁰ Ein Abend in Pfalzburg, in: Neue Freie Presse, 12.11.1871, 1-3.

³¹ Heimkehr aus Elsaß-Lothringen, in: Neue Freie Presse, 19.11.1871, 1-3.

³² Ein Streifzug nach Baiern, in: Neue Freie Presse, 14.11.1872, 1-3; 21.11.1872, 1-4; 28.11.1872, 1-4.

³³ Zwischen Weihnacht und Neujahr in Paris, in: Neue Freie Presse, 30.12.1870, 1-3.

³⁴ Berlin im Festgewande, in: Neue Freie Presse, 17.6.1871, 1-2; Berlin im Sommer, in: Neue Freie Presse, 3.7.1872, 1-3; 13.7.1872, 1-4; 20.7.1872, 1-3.

³⁵ Prag, in: Neue Freie Presse, 6.6.1873, 1-5; Die Prager Josephstadt, in: Neue Freie Presse, 15.6.1873, 1-4.

die Napoleonischen Kriege³⁶, ein Porträt des französischen Schriftstellerpaars Erckmann-Chatrian³⁷, Buchrezensionen, wie jene über die Geschichte der Mormonen³⁸, und fallweise eigene kleine Erzählungen.³⁹

Das sich beim Publikum großer Beliebtheit erfreuende Reisefeuilleton der „Neuen Freien Presse“ speiste sich zu Beginn der 1870er Jahre aus einer Vielzahl an talentierten Mitarbeitern, zu denen neben Rodenberg Hugo Wittmann, Max Schlesinger, Eduard Zetsche, Franz Wallner, Udo Brachvogel, Ernst Eckstein, Francis Brömel, Betty Paoli und – als einer der produktivsten – Heinrich Noë gehörten.⁴⁰ Als Lokalfeuilletonist erlangte der Satiriker und „Wiener Spaziergänger“ Daniel Spitzer zunehmend Bekanntheit, auf dem Gebiet der Theaterkritik Ludwig Speidel, auf jenem der Musik Eduard Hanslick.⁴¹

Mit Hanslick, einem der fleißigsten Schreiber, der schon bei der alten „Presse“ mitgearbeitet hatte, verband den musikliebenden Rodenberg auch privat eine lange Freundschaft. Als musikalischer Chefkritiker der „Neuen Freien Presse“ wurde Hanslick zu einer mächtigen Instanz im Wiener Kulturleben. Er lehrte nebenbei Ästhetik und Geschichte der Tonkunst an der Wiener Universität, verfasste zahlreiche Schriften zu musikästhetischen Fragen und engagierte sich als Juror bei Musikwettbewerben und Weltausstellungen, nicht zuletzt bei jener in Wien. Hanslick und dem österreichischen Ministerialrat, Dichter und Komponisten Eduard Schön⁴² widmete Rodenberg denn auch seine „Wiener Sommertage“, an dessen Beginn er nicht zufällig eine musikalische Veranstaltung gestellt hatte.⁴³ Später konnte er den vielbeschäftigten Hanslick sogar zur Mitarbeit an der „Deutschen Rundschau“ gewinnen, und auch privat verbrachten die beiden Familien mehrere Urlaube gemeinsam.⁴⁴ Bei der Feier zu Rodenbergs Silberner Hochzeit kam Hanslick sogar extra aus Wien angereist.⁴⁵

³⁶ Spanien und die Napoleoniden, in: Neue Freie Presse, 20.7.1870, 1-4; Das Ende Napoleons, in: Neue Freie Presse, 21.8.1870, 1-4; Der Gefangene der Wilhelmshöhe, in: Neue Freie Presse, 10.9.1870, 1-4.

³⁷ Erckmann-Chatrian, in: Neue Freie Presse, 25.9.1870, 1-3.

³⁸ Neuigkeiten vom Salzsee, in: Neue Freie Presse, 3.7.1870, 1-4.

³⁹ Z. B. „Mein Freund, der Gründer (Eine Sylvester-Geschichte)“, in: Neue Freie Presse, 31.12.1871, 1-4.

⁴⁰ Vgl. dazu Chamrath (Anm. 24), 106-119.

⁴¹ Vgl. dazu u. a. Bibiane Florianz, Das Musikfeuilleton der Neuen Freien Presse 1867–1873, Wien, Dipl. Arb. der Univ. für Musik u. darstellende Kunst 1999.

⁴² Schön nannte sich als Künstler E. S. Engelsberg. Vgl. dazu Hugo Neußer, Alexander Hausleithner, E. S. Engelsberg. Leben und Werk, Troppau 1925.

⁴³ Auch Hanslick beschreibt in seiner Selbstbiographie den in Rodenbergs Vorwort geschilderten, denkwürdigen Aufenthalt in der „Neuen Welt“, wobei er den Beitrag Rodenbergs zu diesem musikalischen Abend nicht verschweigt: „Es war ein schöner Sommerabend, den ich mit ihm [Rodenberg], seiner geistvollen Frau und Eduard Schön in dem Park „Zur neuen Welt“ bei Schönbrunn verlebte. Wir kamen zu einer festlichen Produktion des „Wiener Männergesangvereins“. Eine der beliebtesten Nummern desselben war und ist heute noch der Chor „So weit!“ Das gemütvolle Gedicht Rodenbergs mit der reizenden Melodie von Eduard Schön (Engelsberg) entzückte die aus allen Ländern zusammengeströmten Gäste, welche den Chor stürmisch zur Wiederholung verlangten, ohne zu ahnen, daß Dichter und Komponist stillvergnügt unter ihnen saßen. Die duftige, laue Sommernacht in dem von tausend Lichtern widerstrahlenden Park erhöhte das Poetische dieses Eindrucks; wir konnten so recht von Herzen uns freuen, vertraut und freundschaftlich einander mitteilen.“ (Hanslick (Anm. 19), 288.)

⁴⁴ Hanslick erinnert sich an gemeinsame Aufenthalte in den böhmischen Kurorten Karlsbad und Marienbad sowie im belgischen Seebad Heyst. (Ebenda, 343, 349, 351).

⁴⁵ Spiero (Anm. 2), 106.

Höhepunkt der Zusammenarbeit zwischen der „Neuen Freien Presse“ und Julius Rodenberg war zweifellos sein Engagement als Berichterstatter über die Wiener Weltausstellung. Michael Etienne, ab 1872 alleiniger Herausgeber des Blattes, vertraute auf Rodenbergs umfangreiche Erfahrungen auf diesem Gebiet. Er stellte seine besten Reporter dafür ab (neben Rodenberg u. a. Heinrich Noë, Friedrich Pecht, Emmerich Ranzoni, Eduard Hanslick, Karl Eduard Bauernschmid, Emilie Bach)⁴⁶, die dann ausführlich in der „Internationalen Ausstellungs-Zeitung“⁴⁷ berichteten, die als umfangreiche Beilage zur „Neuen Freien Presse“ täglich ab 14 Uhr erschien. Produziert wurde sie in einem eigenen Pavillon, der sich direkt auf dem Ausstellungsgelände im Prater befand. Hier bekam man die Entstehung der Zeitung unter Einsatz modernster Technologien praktisch vor Augen geführt. Vor allem die neue Schnellpresse (eine Rotationsmaschine, hergestellt von der Firma Sigl), eine ebenfalls neue Falzmaschine und das „Endlos-Papier“ beeindruckten die Besucher, vor deren Augen stündlich 10.000 Bogen Papier gedruckt und gefalzt wurden.

Für die „Neue Freie Presse“, die die Abhaltung der Weltausstellung stets begrüßt und gefördert hatte, war dies die lang ersehnte Möglichkeit, sich vor internationalem Publikum zu präsentieren – mit großem Erfolg. Ein amerikanischer Journalist nannte sie anerkennend den „Herald von Wien“.⁴⁸ Und auch die internationale Jury war von ihrer effizienten Herstellungsweise und journalistischen Qualität angetan. Sie verlieh der „Neuen Freien Presse“ offiziell ein Ehrendiplom und den Titel „Weltblatt“.

Schon einen Tag nach der Eröffnung am 1. Mai erschien der erste Artikel Rodenbergs in der „Internationalen Ausstellungs-Zeitung“. Ihm folgten bis Juli zehn weitere Artikel, in denen Rodenberg ausführlich die ersten Besuchstage und insbesondere seine Eindrücke von den asiatischen Ausstellungsbereichen schilderte.⁴⁹

Doch nicht nur über die Weltausstellung sollte er berichten, auch die k.k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien galt es der interessierten Leserschaft mit all ihren Sehenswürdigkeiten und Besonderheiten nahezubringen. So startete Rodenberg im Hauptblatt der „Neuen Freien Presse“ im Sommer 1873 mit einer mehrteiligen Serie „Wanderungen in Wien“⁵⁰, die er – aufgrund der zahlrei-

⁴⁶ Bereits 1873 verfügte die „Neue Freie Presse“ über den größten Mitarbeiterstab aller österreichischen Zeitungen: Sie beschäftigte ständig 500 bis 600 Personen, darunter 40 bis 50 interne Redaktionsmitglieder, 80 bis 100 Korrespondenten im Ausland, 100 bis 120 Korrespondenten im Inland und 150 Mitarbeiter und Berichterstatter für die verschiedenen Rubriken des Blattes, 21 Administrationsbeamte, 10 Diener, 100 bis 150 technische Gehilfen und Arbeiter sowie 50 andere Arbeiter (Expedit). (Andrea Wenny, „... wir blickten nur auf Bücher und Bilder“. Das Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ um 1900, Wien, phil. Dipl. Arb. 1994, 51-52.)

⁴⁷ Daneben gab es noch die „Wiener Weltausstellungs-Zeitung. Centralorgan für die Weltausstellung im Jahr 1873 sowie für alle Interessen des Handels und der Industrie“ sowie die „Allgemeine Illustrierte Weltausstellungs-Zeitung“.

⁴⁸ Neue Freie Presse, 28.5.1873, 2. Stefan Zweig sollte später die Bedeutung der „Neuen Freien Presse“ mit jener der englischen „Times“ und der französischen „Temps“ vergleichen. (Stefan Zweig, Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers, Frankfurt/Main 1999, 122 [EA 1944].)

⁴⁹ Internationale Ausstellungszeitung, 2.5.1873, 3-5; 6.5.1873, 1-3; 14.5.1873, 1-3; 22.5.1873, 1-4; 27.5.1873, 1-4; 12.6.1873, 1-3; 20.6.1873, 1-3; 26.6.1873, 1-2; 27.6.1873, 1-2; 3.7.1873, 1-2; 9.7.1873, 1-2.

⁵⁰ Wanderungen in Wien, in: Neue Freie Presse, 5.9.1873, 1-2 (Teil III); 6.9.1873, 1-3 (Teil III-Schluss); 19.9.1873, 1-4 (Teil IV); 2.10.1873, S. 1-4 (Teil VI). (Teil I, II und V konnten nicht identifi-



Abb. 3: Weltausstellungspavillon der „Neuen Freien Presse“, Foto: Josef Löwy, 1873 (Technisches Museum Wien/Bildarchiv)

chen positiven Reaktionen – im folgenden Jahr unter dem Titel „Erinnerungen an Wien“⁵¹ fortsetzte.

All dies, ergänzt um einen Vortrag über die Besonderheiten der beiden Hauptstädte Berlin und Wien, den er 1874 gehalten und in der Münchner „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlicht hatte⁵², fasste er schließlich im Buch „Wiener Sommertage“ zusammen. Diese späte Veröffentlichung bot ihm noch einmal Gelegenheit, in die Atmosphäre der verehrten Stadt einzutauchen und sich – wohl auch nostalgisch verklärend – an jene unbeschwertes Tage in Wien zu erinnern: Niemals habe er schönere Tage erlebt, bekannte er in seinem Vorwort, als in jenem Sommer in Wien, der ihm seither unvergesslich geblieben sei. „Wie von Schmetterlingen umflogen ging ich meinen Weg; und Sonnenschein und Sommerwärme waren überall um mich her.“⁵³

Die Mitarbeit Rodenbergs für die „Neue Freie Presse“ endete im Frühjahr 1874.⁵⁴ Zu sehr beschäftigte ihn mittlerweile sein beginnendes Großprojekt „Deutsche Rundschau“, als dass er noch Zeit für eine regelmäßige Korrespondententätigkeit gehabt hätte. Der „Neuen Freien Presse“ blieb Rodenberg weiter-

ziert werden).

⁵¹ Erinnerungen an Wien, in: Neue Freie Presse, 14.3.1874, 1-4 (Teil I); 4.4.1874, 1-4 (Teil II); 14.4.1874, 1-3 (Teil III).

⁵² Berlin und Wien, in: Allgemeine Zeitung München, Beilage 1761-1763, 1781, 1794.

⁵³ Rodenberg (Anm. 1), IX.

⁵⁴ Ein kleiner, nicht im Buch veröffentlichter Nachtrag zur Weltausstellung ist Rodenbergs Feuilleton: Ein Berliner im Prater, in: Neue Freie Presse, 3.3.1874, 1-3.

hin gewogen, und auch sie verfolgte mit Wohlwollen seinen Aufstieg zur publizistischen Berühmtheit. Im Nachruf zu seinem Tod erinnerte man voll Stolz an ihn, als einen der frühesten Mitarbeiter des Blattes, der einen „klaren, edlen, an den klassischen Vorbildern geschulten Stil“ gepflegt habe, eine „Darstellungskunst, die mit feinen Zügen ein lebendiges Bild zu geben weiß, und eine zarte, aus einem Poetenherzen fließende Empfindung.“ Er sei ein „stiller und bescheidener Mann“ gewesen, „hochkultiviert“ und „vornehm“, ein „letzter Überlebender aus einer großen literarischen Vergangenheit“. ⁵⁵

Weltausstellung mit asiatischem Flair

„Das ist kein Leben, sondern ein Rausch. Die Weltausstellung ist wie ein Fegefeuer, das alles verschlingt.“ ⁵⁶ Die Hofdame Kaiserin Elisabeths, Marie Festetics, registrierte sensibel jene Stimmung, die sich mit der Weltausstellung in weiten Kreisen der Wiener Bevölkerung ausbreitete. Die Erwartungen waren von Beginn an groß, sollte die Weltausstellung doch für Österreich zur patriotischen Glanzleistung, zum Triumph der Technik und des Fortschritts werden. Auch Julius Rodenberg bemerkte die „begeisterten Empfindungen“, mit denen man dem „großen Völkerfeste“ entgegenfieberte, die „stolzen Hoffnungen“ und „frohen Aussichten auf Gewinn, Vergnügen und Erfolg“. Wien werde, so Rodenberg, zum Mittelpunkt der Welt, zum „Centrum aller menschlichen Thätigkeit“, wo sich die einigende „Sprache der Arbeit“ als völkerverbindendes Element erweise. ⁵⁷ Ausführlich schilderte er die feierliche Eröffnungszeremonie, und immer wieder spürt man in diesen Ausführungen das noch Unverbrauchte der Idee, alle Völker und Nationen, ja die ganze Menschheit, darstellen zu wollen.

Es war ein Unternehmen der Superlative: Bis Ende Oktober präsentierten sich insgesamt 35 Länder mit 53.000 Ausstellern, davon 9.100 aus Österreich. Schon das war ein Vielfaches der früheren Weltausstellungen, waren es doch beispielsweise 1862 in London nur 22.000 Aussteller aus 28 Ländern gewesen. Getreu dem Weltausstellungsmotto „Kultur und Erziehung“ galt es, „das Kulturleben der Gegenwart sowie die Gesamtheit der volkswirtschaftlichen Darstellungen und deren Fortschritte“ zu zeigen. Ort der Schau waren der Prater und die Krieau, ehemals kaiserliches Jagdgebiet, wo eine Fläche von rund 2,3 Millionen Quadratmetern zur Verfügung stand, auch das ein bisher nie dagewesenes Ausmaß (das Zwölffache von London 1862). ⁵⁸

Unter der Leitung von Wilhelm Freiherr von Schwarz-Senborn, dem Generaldirektor der Weltausstellung, waren drei große Hallen errichtet worden, eine

⁵⁵ Julius Rodenberg, in: Neue Freie Presse, 12.7.1914, 3-4.

⁵⁶ Zit. nach Jutta Pemsel, Die Wiener Weltausstellung von 1873. Das gründerzeitliche Wien am Wendepunkt, Wien-Köln 1989, 84. Die meisten der folgenden Ausführungen beziehen sich auf dieses Standardwerk. Einen guten Überblick bietet auch Karlheinz Roschitz, Wiener Weltausstellung 1873, Wien-München 1989 sowie die Website http://de.wikipedia.org/wiki/Wiener_Weltausstellung. Zur Weltausstellung im Kontext der zeitgenössischen Unterhaltungs- und Populäركultur vgl. Ursula Storch (Hg.), Zauber der Ferne. Imaginäre Reisen im 19. Jahrhundert, Ausstellungskatalog des Wien Museums, Wien 2009.

⁵⁷ Rodenberg (Anm. 1), 6, 9, 19.

⁵⁸ Daten und Fakten über sämtliche Weltausstellungen bis zum Jahr 2000 finden sich auf der Website <http://www.expo2000.de/expo2000/geschichte> (Zugriff 20.3.2009). Zur österreichischen Beteiligung an denselben vgl. Ulrike Felber, Elke Krasny, Christian Rapp, Smart Exports. Österreich auf den Weltausstellungen 1851–2000, Wien 2000.

Industrie-, eine Maschinen- und eine Kunsthalle, umgeben von zahlreichen Pavillons, die dem Gelände den Charakter einer Ausstellungsstadt verliehen. Zentraler Blickfang war die Industriehalle, ein langgestrecktes Gebäude, das von mehreren Querschiffen durchbrochen wurde. In deren Zentrum befand sich die riesige Rotunde, mit einer Spannweite von 108 Metern der damals größte Kuppelbau der Welt. Sie bot in ihrem Inneren Platz für 27.000 Menschen, an ihrer Außenseite konnte man mit mittels eines hydraulischen Aufzugs und Steigleitern bis an die Spitze des Daches gelangen, von wo sich ein beeindruckender Blick auf das umliegende Gelände und die Stadt bot.



Abb. 4: Haupteingang zur Weltausstellung mit Blick auf die Rotunde, Foto: Josef Löwy, 1873 (Technisches Museum Wien/Bildarchiv)

Doch die Ausstellung hatte von Beginn an mit widrigen Umständen und zahlreichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Bereits bei der Eröffnung und an den darauf folgenden Tagen herrschte schlechtes Wetter, was auch Rodenberg ausführlich kommentierte, wenngleich er nicht als Nörgler erscheinen wollte und diese Rolle lieber dem Greißler in der Vorstadt überließ.⁵⁹ Auch die vielen Baustellen und unfertigen Bereiche zogen den Unmut Rodenbergs und anderer Ausstellungsbesucher auf sich.⁶⁰ Zu wenig Zeit war für die Vorbereitungsarbeiten geblieben, sodass manche Abteilungen gar erst im Sommer fertig gestellt werden konnten.

Zum größten Problem sollte jedoch der Börsencrash werden. Am 9. Mai, nur acht Tage nach der Eröffnung, brach die von Spekulationen überhitzte Finanzökonomie zusammen. In der Folge verlor ein Großteil der Banken seine Existenz, der

⁵⁹ Rodenberg (Anm. 1), 25-27.

⁶⁰ Ebenda, 30

Gesamtschaden durch Wertminderung auf dem österreichischen Effektenmarkt betrug 1.500 Millionen Gulden. Die gesamte Wirtschaft des Landes geriet in eine Rezession, die letztlich auf ganz Europa und die Vereinigten Staaten übergreifen und bis 1878 anhalten sollte. Es war, so erlebte es auch Rodenberg, ein gewaltiger Schock: „Wir waren wie Hochzeitsgäste in einer Familie, die unerwartet Trauer bekommen. (. . .) Zusammen stürzten die Luftschlösser, wie Kartenhäuser, eins nach dem andern, und durch die grauenhafte Wirklichkeit pflanzten sich unheimlich, gleich Stößen eines Erdbebens, die Nachwirkungen der Börsen- und Handelskrise fort, die den Boden unter unsren Füßen schwanken machten.“⁶¹ Die Weltausstellung wurde durch diese Krise, so Rodenberg, „unheilbar geschädigt“. Doch hatte sie, wie er mit Genugtuung feststellte, andererseits auch den „menschlichen Fleiß und die bürgerliche Bescheidenheit (. . .) wieder in ihr Recht gesetzt“ und den übertriebenen Fortschrittsoptimismus gedämpft. Denn manchmal habe man schon den Eindruck gehabt, „als ob für Leute, die nicht auf Gummirädern fahren, kein Platz mehr sei auf Erden.“⁶²

Als Folge dieser Entwicklung brachen die Besucherzahlen dramatisch ein. Wobei der relativ hohe Eintrittspreis von einem Gulden von manchen schon zu Beginn kritisiert worden war. Nur an Sonn- und Feiertagen war der Eintritt auf 50 Kreuzer reduziert. Dieser so genannte „50-Kreuzer-Tag“ sollte auch die weniger bemittelten Bevölkerungsschichten in die Ausstellung locken, wie Rodenberg anhand seiner Gäste aus der Vorstadt vorführte: Greißler, „Rasirer“, Bierkellner, Waschfrau und Hausmeisterin zeichnete er – bisweilen recht stereotyp – als skeptisch-einfältige Vertreter des Volkes, die vor den vielen fremden Personen und Dingen ins Staunen gerieten.⁶³ Um die Besucherzahlen zu erhöhen, wurde der Eintrittspreis schließlich für alle Tagen mit 50 Kreuzern festgesetzt. Letztendlich wurde die Weltausstellung von 7,2 Millionen Menschen besucht, was deutlich hinter den erwarteten 10 bis 20 Millionen zurückblieb.

Denn schon im Sommer war der nächste Rückschlag gekommen. Die mangelnden hygienischen Verhältnisse führten zum Ausbruch der Cholera, die allein in Wien 2.983 Todesopfer forderte, in der ganzen Habsburgermonarchie fast 290.000. Auch Rodenberg verlor mehrere Freunde, meist unerwartet schnell und überraschend, wie er beklagte, „im Allgemeinen Krankenhouse, todt, von gestern Abend bis heute früh“.⁶⁴

Für die beteiligten Ausstellerländer war die Veranstaltung aber durchaus ein Erfolg. Neben den westlichen Industrieländern und den Vereinigten Staaten von Amerika war erstmals eine größere Zahl an orientalischen und fernöstlichen Ländern präsent, u. a. Japan, China, Siam (Thailand), Persien (Iran), Türkei, Ägypten, Tunesien und Marokko. Durch die verstärkte Einbeziehung der letztgenannten sollte Wiens politische, wirtschaftliche und kulturelle Vermittlerrolle zwischen Ost und West hervorgehoben werden. Vor allem Japan und China waren sehr ausführlich vertreten, woran die beiden österreichischen Diplomaten Gustav Ritter von Overbeck und Heinrich Freiherr von Calice maßgeblichen Anteil hatten.

Rodenberg begrüßte diesen Ausstellungsschwerpunkt emphatisch: „Hier zum ersten Mal war der Orient erschienen, seine Technik und Industrie, seine Kunst,

⁶¹ Ebenda, 20-21.

⁶² Ebenda, 23.

⁶³ Ebenda, 25-38.

⁶⁴ Ebenda, 20.

sein tägliches Leben und selbst seine Religionen standen vor uns.“⁶⁵ Auf dem Ausstellungsgelände war ein orientalisches Viertel entstanden, in dessen Zentrum der „Cercle Oriental“ stand, umgeben von Gebäuden im typischen Stil des jeweiligen Landes. Die Bauten waren komplett eingerichtet und zum Teil auch mit lebensgroßen Kostümpuppen ausgestattet.

Der Begriff „Orient“ wurde damals – auch von Rodenberg – noch relativ unscharf verwendet. Meist verstand man darunter die gesamte asiatische Welt, von den arabischen Ländern bis China und Japan. Erst später reduzierte sich die Bedeutung ausschließlich auf die Länder des Nahen Ostens und die arabisch-islamische Welt.⁶⁶

Besonderes Interesse galt der Präsentation Japans, das seine Beteiligung an der Weltausstellung bewusst forciert hatte und sich nun erstmals dem Westen präsentierte. Nicht nur für Rodenberg bot sich damit eine seltene Gelegenheit, aus erster Hand etwas über ein Land zu erfahren, das bisher relativ unbekannt geblieben war. Sogleich war er begeistert von der Kultur, die für ihn durchdrungen war von einer „tiefen Ehrfurcht vor dem Alten, dem Hergesetzten (. . .), verbunden mit einem lebhaften Verständnis für das Neue, das Werdende“.⁶⁷ Ausführlich schilderte er die ausgestellten „japanischen“ Produkte – Porzellan, Lackfarben, Holz- und Elfenbeinschnitzereien, Puppen – und empfand alles durchweht von einem „Hauch von Poesie“ und einem „regen Sinn für Schönheit“.⁶⁸

Gleich über dem Eingang zur japanischen Ausstellung thronte ein großer vergoldeter Dachreiter der Burg von Nagoya – ein legendärer Fisch, der Rodenberg zu Vergleichen mit diversen Giebelzierden in seiner Heimat inspirierte.⁶⁹ Was er interessanterweise nicht erwähnte, war das wohl am meisten Aufsehen erregende japanische Objekt: ein riesiger Buddhabkopf aus lackiertem Papiermaché, eine getreue Nachbildung seines bronzenen Vorbildes von Kamakura. Staunend betrachteten die Besucher dieses überdimensionale „runde, wohlgenährte Antlitz von grasgrüner Farbe und goldfarbenen Augen“, über das die „Neue Freie Presse“ schrieb: „Schön ist er nicht, der große Kamakura, aber groß ist er – jedenfalls der *colossalste Kopf* in der Weltausstellung.“⁷⁰

Immer wieder zog Rodenberg Parallelen zur westlichen Kultur, meinte er deutlich deren Verstandeszentriertheit und kreative Eindimensionalität zu erkennen. Erfüllt von der Vielfalt des Anderen und Fremden, empfand er seinen Besuch am Ende als „Märchen des Tages“⁷¹, an dem selbst er, der Vielgereiste, noch so manch unbekannte Aspekte des Menschseins entdeckt hatte.

Andere Gäste waren nicht weniger begeistert. So promenierten Kaiser Franz Joseph und Kaiserin Elisabeth, wie auch Rodenberg erwähnt, nur wenige Tage nach der Eröffnung interessiert durch den japanischen Garten, und auch der

⁶⁵ Ebenda, 22.

⁶⁶ Zur verzerrten Orient-Vorstellung der abendländischen Welt vgl. Edward Said, Orientalismus. Frankfurt/Main 1979.

⁶⁷ Ebenda, 45.

⁶⁸ Ebenda, 45-46.

⁶⁹ Ebenda, 51-52.

⁷⁰ Zit. nach Julia Krejsa, Peter Pantzer, Japanisches Wien, Wien 1989, 26. Zur Japans Präsentation vgl. auch Japanische Ausstellungs-Commission (Hg.), Catalog der kaiserlichen japanischen Ausstellung, Wien 1873; Herbert Fux, Japan auf der Weltausstellung in Wien 1873. Ausstellungskatalog des Österreichischen Museums für Angewandte Kunst, Wien 1973.

⁷¹ Rodenberg (Anm. 1), 62.

Wiener Bürgermeister Kajetan Felder notierte später in seinen Erinnerungen, wie sehr ihm der japanische Ausstellungsbereich gefallen habe.⁷²



Abb. 5: Japanische Gartenanlage, Foto: Oscar Kramer, 1873 (Technisches Museum Wien/Bildarchiv)

Ähnlich wie mit Japan erging es Rodenberg mit China, dem Land, dem er die ausführlichste Darstellung seiner „Weltausstellungs-Reminiscenzen“ widmete. Wohlinformiert bot er erneut eine umfangreiche Länderkunde, leistete er „Übersetzungarbeit“ für das gebildete Publikum, das – wie er – voller Neugier war auf das großteils noch unbekannte Land und seine Bewohner. Ironisch und nicht immer ohne eurozentrische Überheblichkeit schilderte Rodenberg die Mentalität der Chinesen, die er als „unermüdlich fleissig“, wenngleich auch schlau und nicht leicht zu durchschauen bezeichnete.⁷³ Die geschilderten Produkte trugen alleamt den Stempel des Exotischen, von kunstvollen Teedosen, tragbaren Herden, Lackwaren, Porzellan bis hin zu bisher nicht bekannten Nahrungsmitteln wie Ginseng, Tripan oder Seetang. Oder einfach Papier, aus dem man auf kunstvollste Weise Visitenkarten, Blumen oder Flugdrachen herstellte, worin sich für Rodenberg die „Leichtigkeit“ des chinesischen Naturells offenbarte: „(. . .) denn wenn ich die Wahrheit sagen soll, so ist das ganze Leben der Chinesen ein vorwiegend papierenes, wie das unsere stellenweise ein ledernes ist. Sie sind leichter, lustiger (. . .).“⁷⁴

⁷² Krejsa, Pantzer (Anm. 70), 30, 32. Eine detaillierte Schilderung des japanischen Gartens findet sich in Weltausstellungs-Album. Erinnerung an Wien 1873, in: Ursula Storch (Hg.), Die Welt in Reichweite. Imaginäre Reisen im 19. Jahrhundert, Wien 2009, 229–230.

⁷³ Rodenberg (Anm. 2), 69, 77.

⁷⁴ Ebenda, 87. Zur Chinas Präsentation auf der Weltausstellung vgl. auch Gustav Ritter von Over-

Die Ehrfurcht der Chinesen vor dem Geschriebenen und Gedruckten, die ausgeprägte Liebe zu Literatur und Theater, fand naturgemäß die besondere Hochachtung des Schriftstellers. Er interpretierte zum Abschluss ein chinesisches Theaterstück und versuchte erneut – indem er Vergleiche zu europäischen Dramatikern zog – die Gemeinsamkeiten bzw. Unterschiede zwischen der östlichen und der westlichen Denkweise darzulegen.

Trotz der Vielzahl der gezeigten chinesischen Kulturleistungen blieb die Publikumswirksamkeit Chinas doch deutlich hinter jener von Japan zurück. Denn während die japanische Regierung offizielle Vertreter und somit auch Personal wie Gärtner oder Handwerker entsandt hatte, war China nur durch seine ausgestellten Produkte vertreten. (Der Kaiser hatte eine offizielle Beteiligung an der Weltausstellung abgelehnt.) Japan stahl China eindeutig die Show, obwohl es vielen Ausstellungsbesuchern letztlich unmöglich war, die beiden Kulturen klar voneinander zu unterscheiden.⁷⁵ „Japanesen“ und Chinesen wurden, wie schon ihre Bezeichnungen andeuten, als ziemlich ähnliche Völker aufgefasst. Nur wenige Experten, wie der Kunsthistoriker Jakob von Falke, gewannen durch die Ausstellung den entgegengesetzten Eindruck: „Ueberhaupt haben wir gelernt, daß Chinesisch und Japanisch, das man früher in einen Topf zu werfen pflegte, sehr wesentlich voneinander verschieden ist, und daß die japanischen Arbeiten durchwegs auf einer höheren Stufe stehen.“⁷⁶

Die stärkere Präsenz der Japaner, von vielen als die „sympathischsten und kulturfähigsten“ Orientalen eingestuft⁷⁷, drückte sich auch in einem regen Handel mit japanischen Souvenirs aus. Neben Tassen und Kästchen waren es vor allem japanische Fächer, die sich bei der Wiener Bevölkerung steigender Beliebtheit erfreuten. Schon bald wurden pro Tag 3.000 Stück verkauft, aufgrund der enormen Nachfrage kosteten sie am Ende das Doppelte wie zu Beginn der Weltausstellung.⁷⁸

Der chinesischen Ausstellungskommission war es vorbehalten, den musikalischen Schlusspunkt zur Weltausstellung zu setzen. Am 4. November fand ein von ihr finanziertes Konzert im Musikverein statt, organisiert von Operndirektor Johann von Herbeck. Man spielte Werke von Haydn, Mozart, Beethoven und Schubert und zuletzt auch den 1867 von Johann Strauß komponierten „Donauwalzer“, den der Meister selbst dirigierte. Das Publikum war begeistert und steigerte sich am Ende, erinnerte sich Eduard Hanslick, „bis zu einem völligen Rausch des Entzückens.“⁷⁹

„Weltstadtreife“

Die Ausstellung war auch medial ein Großereignis. Korrespondenten aus der ganzen Welt reisten an, wobei viele von ihnen sich von früheren Weltausstellungen her kannten. So begegnete Rodenberg mehreren Kollegen, die – wie er – dem

beck, Wiener Weltausstellung 1873. Special-Catalog der chinesischen Ausstellung III. Abtheilung: Boden-, Industrie- & Kunst-Producte zusammengestellt durch Gustav Ritter von Overbeck, Wien-Prag 1873; Gerd Kaminski, Else Unterrieder, Von Österreichern und Chinesen, Wien-München-Zürich 1980, 174-184.

⁷⁵ Kaminski, Unterrieder (Anm. 74), 177.

⁷⁶ Zit. nach Fux (Anm. 70), 25.

⁷⁷ Ebenda, 21.

⁷⁸ Pemsel (Anm. 56), 60.

⁷⁹ Hanslick (Anm. 19), 290.



Abb. 6: Chinesischer Ausstellungsbereich, zusammengestellt von Gustav Ritter von Overbeck, 1873 (Österreichische Nationalbibliothek/Bildarchiv)

Ruf der „Völkerglocke“ gefolgt waren und sich nun erneut zum „großen Rendezvous“ einfanden.⁸⁰ Gemessen am publizistischen Output, wurde – wie Kai Kauffmann gezeigt hat – so intensiv wie nie zuvor und wohl auch nie wieder danach

⁸⁰ Rodenberg (Anm. 1), 16.

in der in- und ausländischen Presse über Wien berichtet.⁸¹ Ergänzend zu den erwähnten Ausstellungszeitungen gab es Extraseiten und –beilagen in fast allen Wiener Tageszeitungen und – abgesehen von den „Wiener Sommertagen“ – noch zahlreiche weitere, zum Teil aufwändigst gemachte Bücher: So lieferten Rodenbergs Berliner Kollege Friedrich Tietz und der Schweizer Ökonom August Oncken aufschlussreiche Fremd-Blicke auf die Stadt⁸², der Wiener Journalist und Schriftsteller August Silberstein legte sein groß angelegtes Huldigungswerk „Die Kaiserstadt am Donaustrand“⁸³ vor, mehrere reich bebilderte „Weltausstellungsalben“⁸⁴ erschienen, bis hin zu einem „Technischen Führer“⁸⁵ und der originellen Satire „Wien und die Wiener aus der Spottvogelperspektive“⁸⁶. Wenngleich die jeweiligen Schilderungen in ihrer Einschätzung von lobend-euphorisch bis ironisch-kritisch reichten, so waren sich die Autoren doch in einem Punkt einig: Wien war auf dem Weg zur „Weltstadt“.

Das Prädikat „Weltstadt“ zu erlangen, das war – zumindest aus Wiener Sicht – der eigentliche Zweck des Großereignisses, und eben dieses wurde nun von den Kommentatoren bereitwillig vergeben. So attestierte August Oncken, dass Wien nun „den endgültigen Übergang zur Weltstadt“ geschafft habe, und auch Friedrich Tietz erkannte eine „Weltstadt“ von besonderem Format⁸⁷, ebenso wie Rodenberg, der Wien wiederholte Male als „moderne Weltstadt“ bezeichnete, die es durchaus mit London und Paris aufnehmen konnte.⁸⁸ Trotz Börsenkrach, Choleraepidemie und negativer finanzieller Gesamtbilanz hatte die Weltausstellung auf symbolischer Ebene ihr Ziel erreicht: die Steigerung und Anerkennung der Bedeutung Wiens bis weit jenseits der Grenzen des Habsburgerreiches.

Knapp 640.000 Einwohner zählte die Stadt im Weltausstellungsjahr – Tendenz rapide steigend. Nach dem Abbruch der Basteien und der sukzessiven Erweiterung der Gemeindegrenzen gehörte Wien zwischen 1860 und 1910 zu den am schnellsten wachsenden Agglomerationen des Kontinents. Am Ende waren es zwei Millionen Einwohner, die die Stadt zur viertgrößten Metropole Europas machten (hinter London, Paris und Berlin) und zur Hauptstadt eines 54 Millionen Einwohner-Staates.

Der beginnende Aufbruch zur „Weltstadt“ war 1873 schon rein äußerlich deutlich zu erkennen: „Wien hat sich in den letzten Decennien buchstäblich gehäutet

⁸¹ Kai Kauffmann, „Es ist nur ein Wien!“ Stadtbeschreibungen von Wien 1700 bis 1873, Wien-Köln-Weimar 1994. Vgl. dazu auch die Detailstudie von Hedvig Ujvári, Feuilletons über die Wiener Weltausstellung 1873 im Pester Lloyd. <http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/HUjvari1.pdf> (Zugriff 3.4.2009).

⁸² Friedrich Tietz, Wien 1873 bei Tag und Nacht. Culturbilder, Berlin 1873; August Oncken, Die Wiener Weltausstellung 1873, Berlin 1873.

⁸³ August Silberstein, Die Kaiserstadt am Donaustrand. Wien und die Wiener in Tag- und Nachtbildern. Nebst zahlreichen Stahlstichen von bedeutenden Künstlern. Mit Berücksichtigung der Weltausstellung und weiterer Ausflüge nach Semmering- Graz- Salzburg- Ischl- Prag- Pest- Ofen, Wien 1873.

⁸⁴ U. a. Franz Weller, Weltausstellungs-Album. Erinnerung an Wien 1873. Illustriert von B. Katzler und E. Juch, Wien 1873; Ansichten von Wien und der Weltausstellung 1873, Wien 1873.

⁸⁵ Emil Winkler, Technischer Führer durch Wien, Wien 1873.

⁸⁶ Franz Friedrich Masaidek, Wien und die Wiener aus der Spottvogelperspektive. Wien's Sehens-, Merk- und Nichtwürdigkeiten, Wien 1873.

⁸⁷ Zit. nach Technisches Museum Wien (Hg.), Welt ausstellen. Schauplatz Wien 1873, Ausstellungskatalog, Wien 2004, 85-86.

⁸⁸ Rodenberg (Anm. 1), 141, 175.

und ein ganz neues Kleid angezogen.“⁸⁹ Kernzone der Veränderung war die Ringstraße, angelegt als „via triumphalis“ des Großbürgertums, mit zahlreichen öffentlichen Monumentalbauten, Parkanlagen und repräsentativen Palais. Obwohl an vielen Stellen noch unfertig und Baustelle, hatten die Ausstellungsorganisatoren die Ringstraße geschickt als eigene Attraktion promotet, als „work in progress“ und gleichsam innerstädtische Expositur der Weltausstellung.⁹⁰ Mit großem Erfolg, wie nicht nur Rodenberg zugestand, der gleich zu Beginn seines Buches von der „schimmernden Pracht“ der „weiten und herrlichen Ringstraße“ schwärmte, „eine Ueberraschung für den Fremden, der Wien seit zehn Jahren nicht gesehen“.⁹¹ In einer Fahrt mit der Pferdestraßenbahn genoß er den Blick auf die neue großstädtische Kulisse und die rasch wechselnden Szenerien, die an ihm vorübergliitten. Transitorisch und fragmentiert, stehen seine Eindrücke denn auch konstitutiv für die geänderten Wahrnehmungsformen des modernen Großstädters: „Wie die Pferde trabten und die Wagen dahinrollten, ging eine glänzende Façade nach der andern an mir vorüber – fünf Stock hohe Gebäude mit reichem Sculpturschmuck, mächtig breit, kolossal, einige bis oben hinauf vergoldet – Schaufenster an Schaufenster, Luxusläden, Kaffeehäuser, Restaurationen, Riesenhotels – viele Menschen auf den Trottoirs zur Rechten und Linken, viele Kutschen, viele Pferde in der Mitte, viel Leben und Bewegung überall – in ununterbrochener Reihenfolge Bilder des Reichthums und Ueberflusses.“⁹²

Um Wien „weltstadtreif“ zu machen, hatten Stadtverwaltung und private Investoren noch zahlreiche weitere, vor allem infrastrukturelle Maßnahmen ergriffen.⁹³ Die internationalen Bahnverbindungen wurden ausgebaut und die dazugehörigen Bahnhofsgebäude adaptiert bzw. neu errichtet. Die Linien der Pferdestraßenbahn wurden erweitert, das Lohnfuhrwerkswesen durch die Freigabe der Konzessionen stimuliert. Entlang der Ringstraße und in Praternähe entstanden Großhotels wie das „Imperial“, „Austria“, „Metropole“ oder „Donau“. Donaukanal und Wienfluss wurden von neuen, leistungsfähigen Brücken überspannt (Augartenbrücke, Sophienbrücke, Tegetthofbrücke, Brigittabrücke). Auf dem Donaukanal wurde ein regelmäßiger Linienschiffsverkehr eingerichtet, das bereits fortgeschrittene Großprojekt der Donauregulierung wurde weiter vorangetrieben⁹⁴. Auf dem Leopoldsberg konnte man seit Neuestem mit einer Drahtseilbahn fahren, eine geplante Zahnradbahn auf dem Kahlenberg war allerdings nicht rechtzeitig fertig geworden. Ebenso wie die Erste Wiener Hochquellenwasserleitung, deren Eröffnung erst im Oktober, knapp vor Ausstellungsende, gefeiert wurde. Auch die für die Stadthygiene bedeutsame Versorgung mit Krankenanstalten und Friedhöfen erwies sich als unzureichend, wie der Ausbruch der Cholera schonungslos demonstrierte. Weitaus effizientere Anstrengungen unternahm die Stadtverwaltung hingegen bei der Regulierung der Prostitution, der Überwachung von ver-

⁸⁹ Neue Freie Presse. 2.12.1873, 2.

⁹⁰ Weitgehend unverbaut war vor allem das Areal um das künftige Rathaus, dessen feierliche Grundsteinlegung erst am 14. 6. 1873 erfolgte.

⁹¹ Rodenberg (Anm. 1), 3.

⁹² Ebenda, 3-4.

⁹³ Vgl. dazu Pemsel (Anm. 56), 25-33; Ulrike Felber: Wien wird Weltstadt, in: Technisches Museum Wien (Anm. 87), 83-104.

⁹⁴ „Wenn Sie Wien zu einer Weltstadt ersten Ranges machen wollen, so ist der Schlüssel hierzu die Donauregulierung“, formulierte der liberale Gemeinderat Josef Schürer bereits im Jahr 1865. (Zit. nach Christine Klusacek, Kurt Stimmer, Die Stadt und der Strom. Wien und die Donau, Wien 1995, 55.)

meintlichen Betrügern und politischen Unruhestiftern sowie der „sozialen Reinigung“ des Ausstellungsgeländes, von dem sich Kleinhändler und Hausierer „aus Schönheitsrücksichten“ fern zu halten hatten.

Insbesondere die städtebaulichen und verkehrsinfrastrukturellen Maßnahmen bedeuteten einen Modernisierungsschub, der die Entwicklung der Stadt nachhaltig prägte. Ob das genügte, um Wien zur „Weltstadt“ zu erheben, darüber entbrannten in den Medien immer wieder Diskussionen. Auch Julius Rodenberg nahm in seinem Werk darauf Bezug, indem er in seine Schilderungen gleichsam als Subtext einen Kriterienkatalog einbaute, anhand dessen er die Weltstadtqualitäten Wiens darlegte:

– *Klangbild*: Die Stadt, die sich räumlich immer weiter ausbreitete und in ein „Häusermeer“ verwandelte, hatte mittlerweile auch akustisch einen eigenen Charakter. Die Bezeichnung von der „Brandung der Großstadt“ tauchte auf, von einem deutlich vernehmbaren „Brausen“ und „Rauschen“, das den Eindruck einer andauernden, scheinbar unaufhaltsam hin und her wogenden Geräuschkulisse vermittelte. Schon Adalbert Stifter hatte „ein einziges dichtes, dumpfes, fortgehendes Brausen“ registriert, das tagsüber unausgesetzt durch ganz Wien gehe.⁹⁵ Und auch Julius Rodenberg konstatierte: „Dumpf, aus weiter Ferne, vernimmt man das Rauschen und Brausen des Wiener Lebens wie einen Ocean.“⁹⁶ Die Stadt gebärde sich wie ein „Strome, in dem kein Stillstand ist und eine Welle beständig der andern folgt.“⁹⁷ Die Akustik des Maritimen gewann in der Folge weiter an Plastizität und wurde – in Wien wie auch in anderen Metropolen – zum charakteristischen Soundtrack der „Weltstadt“.

Aus dem „modernen, lärmenden, tobenden Wien“, dessen akustische Penetranz Rodenberg in der Herrengasse besonders intensiv erlebte⁹⁸, hob sich jedoch ein Geräusch ab, das er euphorisch zur wohlklingenden „Kennmelodie“ der „Weltstadt“ erhob: Das Glockengeläute des Stephansdoms. „Diese Glocken zu hören ist für mich eins der stärksten Anziehungsmittel in Wien. Wenn ich sie vernehme, so geht mir das Herz über, und es ist gar nicht zu sagen, wie oft ich hierher komme oder wie viele Umwege ich mache, um wieder einmal zu lungern und zu träumen im Schatten von Sanct-Stephan.“⁹⁹

– *Beleuchtung*: Wenngleich das Nachtleben in Wien, wie allerorts attestiert, relativ bescheiden war, so verströmte die fortgeschrittene öffentliche Beleuchtung der Straßen und Plätze doch für viele weltstädtisches Flair. Seit 1818 war die Errichtung von Gaslaternen anstelle der bis dahin üblichen Öllampen vorangetrieben worden, eine Pionierleistung, stellte dies doch die erste öffentliche Gasbeleuchtung auf dem Kontinent dar. Mit Hilfe einer englischen Errichtungsgesellschaft, die später aufgrund ihrer Preispolitik heftig kritisiert werden sollte, wurde der Ausbau weiter forciert. Im Jahr der Weltausstellung war es wohl nicht nur Rodenberg, der beim Anblick der Ringstraße oder der nicht minder noblen Praterstraße ins Schwärmen geriet: „Welcher Lichterglanz am Abend, diese schimmernden Alleen (. . .), diese blitzenden Flammenschnüre, welche

⁹⁵ Adalbert Stifter, Aussicht und Betrachtungen von der Spitze des St. Stephansturmes, in: Ders., Aus dem alten Wien. Zwölf Erzählungen, Frankfurt/Main 1986, 17.

⁹⁶ Rodenberg (Anm. 1), 112.

⁹⁷ Ebenda, 115.

⁹⁸ Ebenda, 127, 189.

⁹⁹ Ebenda, 117.

die Straßenlinien und architektonischen Profile phantastisch in die Nacht zeichnen, dieses Gefunkel, wie von tausend Diamanten, die mit den Sternen des Himmels wetteifern! Das ist alles so majestatisch und groß (. . .).“¹⁰⁰

Zwar wurde auf der Weltausstellung erstmals auch eine elektrische Beleuchtung in Form einer Gleichstrom-Bogenlampe gezeigt, der Schein des rötlich schimmernden Gaslichts war es jedoch, der das nächtliche Stadtbild noch längere Zeit dominierte. Selbst von der Ferne aus faszinierte der Blick auf Wien. Aufmerksamen Beobachtern wie August Silberstein schien es, als „brenne“ über der Stadt „ein Häusermeer und lichte den Himmel mit grellem Scheine“.¹⁰¹ Dieses Bild von „Wien bei Nacht“ sollte sich bis zur Jahrhundertwende zu einer regelrechten „Sehenswürdigkeit“ entwickeln.¹⁰² Um 1900 waren in der Stadt rund 38.000 Gaslaternen in Betrieb.¹⁰³

- *Wind*: Schon in früheren Stadtbeschreibungen war der Wind zu einem weiteren sinnlichen Charakteristikum der Stadt ernannt worden, eine Tradition, der auch Rodenberg treu blieb: „. . . nirgends in der weiten Welt gibt es so viel, was ich ‚unmotivirten‘ Wind nennen möchte, Wind, der einen plötzlich wüthend anfällt, man weiß nicht warum und woher.“¹⁰⁴ Unangefochtenes Windzentrum war der Stephansplatz, wo nicht selten allein der Dom schützende Zuflucht bot.¹⁰⁵ Den Beschwerden über den Wind, der nicht zuletzt als Verursacher der unangenehmen „Staubplage“ galt, standen allerdings auch positive Einschätzungen gegenüber. So lobte man die hygienischen Vorteile einer ausreichenden Ventilation der Stadt und dass „aus der ganzen Umgebung das Baum- und Pflanzen-Arom“ zugeführt werde.¹⁰⁶ Die Rede von Wien als windigste aller Städte behielt auch in den folgenden Jahrzehnten ihre Gültigkeit, wenn manche Zeitgenossen vom „ewigen Wind“ sprachen und vom „großen Zug“, der hier immer zu spüren sei.¹⁰⁷
- *Vorstadt*: Keine „Weltstadt“ ohne Vorstädte. Mit dem Abbruch der Basteien hatte Wien den Kranz der umliegenden Siedlungen, im internationalen Vergleich relativ spät, inkorporiert und zum Bestandteil des sich rasch verdichtenden Großstadtgefüges gemacht. Diesem spezifischen Lebensraum Vorstadt widmete Rodenberg besondere Aufmerksamkeit. Hier – konkret in der Josefstadt, mit Blick auf das ehemalige Glacis – hatte er seine Wohnung bezogen¹⁰⁸ und von hier aus startete er, ausgerüstet mit Stadtplan und Notizbuch, seine täglichen Streifzüge. Abseits des hektischen Zentrums war die Vorstadt ihm willkommener Ruhepol, der geprägt war von langsamerem Rhythmus und gemütlicherer Lebensart. Etwas stereotyp, wenngleich im Kern wohl nicht unzutreff-

¹⁰⁰ Ebenda, 159.

¹⁰¹ Silberstein (Anm. 83), 61.

¹⁰² Reinhard E. Petermann, Das Nachpanorama von Wien, in: Neues Wiener Tagblatt. 3.12.1908, 1-3.

¹⁰³ Hermann Delacher, Als in Wien das Licht anging . . . Denkwürdiges & Kurioses aus vergangenen Tagen, Wien 2000, 144. Vgl. dazu auch Rudolf Schlauer, Im milden Schein des Gaslichts, Wien 1989.

¹⁰⁴ Rodenberg (Anm. 1), 130.

¹⁰⁵ Ebenda, 115. Vgl. dazu auch Masaidek (Anm. 86), 7.

¹⁰⁶ Tietz (Anm. 82), 154.

¹⁰⁷ Otto Friedländer, Letzter Glanz der Märchenstadt. Das war Wien um 1900, Wien-München 1969, 9; Neues Wiener Tagblatt. 22.3.1908, 1. Vgl. dazu auch Robert Stolz' berühmte Komposition „In Wien, da weht ein eigener Wind“ (aus: Ballade vom lieben Augustin, Uraufführung 1953).

¹⁰⁸ Rodenberg (Anm. 1), 161.



Abb. 7: Windiges Wien: Spittelberg, Foto: Otto Schmidt, um 1895
(Ausschnitt) (Österreichische Nationalbibliothek/Bildarchiv)

fend, schilderte er seine Umgebung: „Es ist eine Art von Provinzialleben, welches man daselbst führt; meine Nachbarn haben etwas Spießbürgerliches, die Männer stehen zuweilen in Hemdsärmeln vor der Thür, die Frauen nähen oder stricken im offenen Hofe, die Kinder, deren es eine große Zahl in der Vorstadt gibt, spielen auf der Straße, und die Drehorgel tönt den ganzen Tag. Handel und Wandel haben einen gemüthlichen und vertrauenserweckenden Zug; der

Kaufmann und seine Kunden kennen einander von Kindesbeinen an, sie sind sozusagen miteinander aufgewachsen.“¹⁰⁹

Als pulsierende Verkehrsadern fungierten die langen Vorstadtstraßen, die von der Ringstraße bis zum „Linienwall“ reichten, wo die Vororte begannen und das „andere Wien“¹¹⁰ der Proletarier und Zuwanderer sich erstreckte. Diese Straßenzüge waren die Ein- und Ausfallsschneisen für die pendelnde Arbeiterbevölkerung und hatten als Versorgungszentren ihre spezifischen Charakteristika, wie Rodenberg am Beispiel der ausführlich geschilderten Alserstraße und der Lerchenfelder Straße darlegte.

- **Hausnummern:** Das im 18. Jahrhundert in vielen europäischen Städten eingeführte und sich in der Folge ausdifferenzierende System der Hausnummerierung erfuhr – wie Anton Tanner gezeigt hat – in Wien eine besondere Entwicklung.¹¹¹ Noch weit bis in das 19. Jahrhundert hinein bestand hier ein relativ komplexes und undurchsichtiges Nebeneinander verschiedener Adressierungsmodalitäten. Die Nummerierung selbst hatte sich noch lange nicht überall durchgesetzt. Auch Rodenberg bemängelte, dass Wien sich an die „nüchterne Nummer (...) nur äußerst schwer gewöhnt hat“ und dem Wiener schlicht „die nackte Zahl widerstrebt“. Auch nach den Reformen seien „Straßenbezeichnung, Hausnummer und Adreßbuch noch immer nicht die starke Seite Wiens, trotz aller ovalen und viereckigen Schilder und der schönen Ränder von Rosa, Blau, Violett u. s. w., mit welchen dieselben eingefaßt sind.“¹¹² Besonders schwer sei die Orientierung in der Innenstadt, mit all ihren verwickelten Gassen und Plätzen und den vielen Durchhäusern und Höfen, in denen man sich verlieren könne und Gefahr laufe, wie ein „Schiffer ohne Kompaß“ dahinzutreiben.¹¹³ Oder in so großen Gebäudekomplexen wie dem Bürgerspital mit den „in allen Scalen spielenden Zahlen der Höfe, Stiegen, Stöcke und Thüren“.¹¹⁴ Für Rodenberg war klar, dass Wien in diesem Punkt eindeutig hinter Paris, London oder Berlin zurückblieb, wo man sich stets problemlos zurechtfinden konnte. Resigniert stellte er am Ende fest: „(...) nachdem ich vier Wochen lang (die Sonntage nicht ausgenommen) in Wien umhergepilgert war, gab (ich) es auf, mich jemals darin zurechtzufinden.“¹¹⁵
- **Hausschlüssel:** „Es gibt in ganz Wien kein solches Ding wie einen Hausschlüssel“, empörte sich Rodenberg und spielte damit auf die Tatsache an, dass nicht die Wohnungsmieter, sondern allein die Hausmeister einen solchen besaßen.¹¹⁶ Diese waren als Ordnungshüter und moralische Wächter ihres jeweiligen Hauses eine mächtige Instanz.¹¹⁷ Nach der abendlichen Torsperre um 22 Uhr mussten später heimkehrende Bewohner dem Hausmeister für seine Zusatzdienste ein „Sperrgeld“ in der Höhe von zehn Kreuzer bezahlen. Immer heftiger regte sich gegen diese Form der hausmeisterlichen Allmacht

¹⁰⁹ Ebenda, 111.

¹¹⁰ Vgl. Wolfgang Maderthaner, Lutz Musner, *Die Anarchie der Vorstadt. Das andere Wien um 1900*, Frankfurt/Main-New York 1999.

¹¹¹ Anton Tanner, *Die Hausnummer. Eine Geschichte von Ordnung und Unordnung*, Marburg 2007.

¹¹² Rodenberg (Anm. 1), 132, 133.

¹¹³ Ebenda, 161.

¹¹⁴ Ebenda, 133.

¹¹⁵ Ebenda, 159.

¹¹⁶ Ebenda, 294.

¹¹⁷ Vgl. dazu Peter Payer, *Der Hausmeister. Eine aussterbende Respektsperson*, Ausstellungskatalog der Gebietsbetreuung Brigittenau, Wien 1995.

Widerstand, insbesondere auf Seiten des Bürgertums, das die privaten Freiheiten dermaßen eingeschränkt sah, dass die Entwicklung Wiens zur modernen Großstadt unmöglich schien. So prophezeite der Stadtplaner Elim Henri D'Avigdor unmissverständlich, Wien werde so lange kleinstädtisch und provinziell bleiben, solange die „Hausmeisterwirtschaft“ nicht abgeschafft werde.¹¹⁸ Und auch Rodenberg beklagte sich bitter, dass man in Wien stets auf den – im Übrigen meist träge und verdrießlichen – Hausmeister angewiesen sei.¹¹⁹ Derartiges würde sich der Berliner niemals gefallen lassen: „Er würde niemals auf dieses erste seiner Grundrechte verzichten – auf diesen Garanten seiner persönlichen Freiheit: auf den Hausschlüssel.“¹²⁰

Das „Hausmeister- und Sperrstund-G'frett“ wurde zur entscheidenden Großstadtfrage erklärt, die Forderung nach einem eigenen Hausschlüssel für alle Mieter – in vielen europäischen Metropolen längst Usus – beherrschte die politische Diskussion.¹²¹ Es sollte allerdings noch lange dauern, ehe Wien in diesem Punkt „Weltstadtreife“ erlangte. Erst 1922 wurde der freie Zugang zum Haus für alle Bewohner Realität.

- **Wirtshäuser:** Eine dichte Infrastruktur an Gastlokalen, auch das waren nicht unwichtige Anforderungen an eine Metropole, die imstande sein musste, ihre Bewohner und Gäste ausreichend zu versorgen – für Wien kein Problem, galt man doch schon lange als „Stadt der Phäaken“. „Weinhäuser, Bierhäuser, Wirthshäuser ohne Zahl bieten Ihnen Freundschaft an“, jubelte Rodenberg¹²², der nicht müde wurde, die zahlreichen klingenden Namen zu erwähnen, die ihm auf seinen Wegen durch die Stadt begegneten. Von so traditionsreichen Lokalen wie dem „Rothen Igel“ und dem „Wilden Mann“ in der Innenstadt bis hin zum „Goldenen Lamm“ und zur „Goldenen Lerche“ in Lerchenfeld, genauer gesagt in Neu-Lerchenfeld, einem Vorort knapp außerhalb der „Linie“, der aufgrund seiner unzähligen Lokale den sprechenden Beinamen „Des Heiligen Römischen Reiches größtes Wirtshaus“ trug. Auch Rodenberg konnte sich dem Lockruf dieser Gegend – seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert Anziehungspunkt für zahlreiche Literaten¹²³ – nicht entziehen. Fasziniert bemerkte er „Haus an Haus ein Wirtshaus oder wenigstens eine Kneipe mit Localsängerinnen, Musikanten und langen, qualmigen Gaststuben, die voll von zechenden Menschen sind.“¹²⁴

Neben dem Trinken war es stets auch das Essen, das ihm in den Gaststuben und schummrigen Kellergewölben, in die er hinabstieg, auffiel. Die Fülle der oft kurios anmutenden Bezeichnungen der Speisen hinterließen schier ehrfurchtsvolles Staunen: „Was auf so einer wiener Speisekarte sich herumtummelt mit ‚Pofesen‘ und ‚Ribisel‘ und ‚Hetschabetsch‘ und ‚Nockerln‘ und ‚Kren‘ und ‚Ma-

¹¹⁸ Elim Henri D'Avigdor, *Das Wohlsein der Menschen in Großstädten. Mit besonderer Rücksicht auf Wien*, Wien 1874, 206.

¹¹⁹ Rodenberg (Anm. 1), 299.

¹²⁰ Ebenda, 294.

¹²¹ Vgl. u. a. Hermann Sallmayer, *Hausmeister- und Sperrstund-G'frett*, Wien 1880.

¹²² Rodenberg (Anm. 1), 291.

¹²³ Vgl. Werner Michael Schwarz, „Trinkerland“ Neulerchenfeld, in: Ulrike Spring, Wolfgang Kos, Wolfgang Freitag (Hg.), *Im Wirtshaus. Eine Geschichte der Wiener Geselligkeit*, Ausstellungskatalog des Wien Museums, Wien 2007, 88-92.

¹²⁴ Rodenberg (Anm. 1), 238.

- ritten‘ (des ‚Gesottenen‘ und ‚Gerösteten‘ und ‚Eingemachten‘ gar nicht zu gedanken), das geht über allen norddeutschen Verstand.“¹²⁵
- **Presse:** Seit Mitte des 19. Jahrhunderts hatte sich in Wien ein modernes Pressewesen mit zahlreichen auflagenstarken Printmedien zu entwickeln begonnen. Dazu gehörten bei den Tageszeitungen, neben der seit 1703 existierenden „Wiener Zeitung“, u. a. die „Presse“ (gegr. 1848), das „Fremden-Blatt“ (gegr. 1847), das „Wiener Tagblatt“ (gegr. 1851), das „Vaterland“ (gegr. 1860), die „Wiener Tagespost“ (gegr. 1862), die „Wiener Abendpost“ (gegr. 1863), die „Neue Freie Presse“ (gegr. 1864), das „Neue Wiener Tagblatt“ (gegr. 1867), das „Volksblatt für Stadt und Land“ (gegr. 1870), das „Illustrirte Wiener Extrablatt“ (gegr. 1872) oder das „Neuigkeits Welt-Blatt“ (gegr. 1874).¹²⁶ Eine „massenhafte Anhäufung von Zeitungen“ konstatierte auch Rodenberg, wobei diese am liebsten im Kaffeehaus gelesen würden: „Jeder Wiener hat sein Kaffeehaus, welches er im Laufe des Tages wenigstens einmal besucht, in welchem er sich stundenlang aufhält, um zu rauchen, zu plaudern und zu spielen, und welches er nicht eher verläßt, als bis er sich durch einen ganzen Berg von Zeitungen durchgelesen hat.“¹²⁷ Bis spät in die Nacht hinein werde im Kaffeehaus gelesen, wobei die inhaltliche Qualität der Presse durchaus ansprechend sei: „Die wiener Zeitungen sind im allgemeinen äußerst geschickt redigiert und eine oder zwei von ihnen sind in der That Weltblätter.“¹²⁸ Man darf annehmen, dass er damit das „Neue Wiener Tagblatt“, vor allem aber die „Neue Freie Presse“ meinte, die – wie erwähnt – mit der Weltausstellung einen enormen Aufschwung genommen hatte und zum publizistischen Aushängeschild der Stadt geworden war. Auf der anderen Seite war auch eine enorme Blüte der „Skandalpresse“ festzustellen, der „Schmuz- und Winkelpresse“, die Rodenberg – außer in Paris – sonst nirgends in derartigem Umfang kennengelernt hatte. Mit Lügen, Verleumdungen und oft übertriebenen Sensationsberichten dienten sie als „Mittel zur Unterhaltung, ohne welche der Wiener (. . .) nun einmal nicht sein kann“.¹²⁹
 - **Attraktionen:** Auf „weltstädtische“ Unterhaltung der Superlative in ihrer ganzen Fülle traf Rodenberg im Wurstelprater, der sich schon von weitem mit seiner überbordenden Geräuschkulisse bemerkbar machte: „Ein dumpfes Brausen und Branden von Menschenstimmen, von Pauken, Trommeln, Orgeln, Becken und des ‚Basses Grundgewalt‘ verkünden schon auf fünf Minuten Distanz, daß der Wurstelprater in der Blüte steht.“¹³⁰ Lautstark würden hier Riesen und Zwerge angekündigt, dicke Menschen und schöne Frauen, wie die „Tscherkessin Jessonda“, die „Lappländerin Ingeborg Gottmann“ oder „Johanna, die Rheinländerin“. Nicht wenige davon waren hier erstmals in Europa zu sehen, verkündeten jedenfalls die von Rodenberg zitierten Reklamezettel: „Die schöne Französin! Das größte Wunder des 19. Jahrhunderts – 17 Jahre ist sie alt –

¹²⁵ Ebenda, 147.

¹²⁶ Hermann Sagl, Wiener Tageszeitungen 1890–1914, in: Sigurd Paul Scheichl, Wolfgang Duchkowitsch (Hg.), *Zeitungen im Wiener Fin de Siècle*, Wien-München 1997, 268-275.

¹²⁷ Rodenberg (Anm. 1), 295.

¹²⁸ Ebenda.

¹²⁹ Ebenda, 241, 295.

¹³⁰ Ebenda, 228-229.

325 Pfund ist sie schwer – zum ersten male ist sie hier – keine Concurrenz in ganz Europa!“¹³¹

Schießstätten und Karussells, Schnellwaagen und Kraftmesser, seltene Tiere, dressierte Pferde und Vögel, umherziehende Wurst- und Käsehändler und noch vieles mehr machten den Wurstelprater zum wohl chaotischsten und lautesten Ort der Stadt, ein Topos, der schon vor Rodenberg und auch noch danach zum Standardrepertoire vieler Wienbeschreibungen gehörte. Wer es gerne etwas ruhiger, aber nicht weniger abwechslungsreich wollte, dem empfahl Rodenberg an schönen Frühlingsnachmittagen das Schauspiel des Corsos auf der nahen Prater Hauptallee. Mit seiner Prächtigkeit und Eleganz sei dieser durchaus jenem in London ebenbürtig: „Allein wenn der Corso in Rotten Row vielleicht vornehmer und aristokratischer, mehr pur sang ist, als die wiener Praterfahrt, so hat diese vor jenem doch die größere Mannichfaltigkeit voraus; sie ist munterer, ungenirter, und von einem viel größeren Reiz der landschaftlichen Decoration.“¹³²

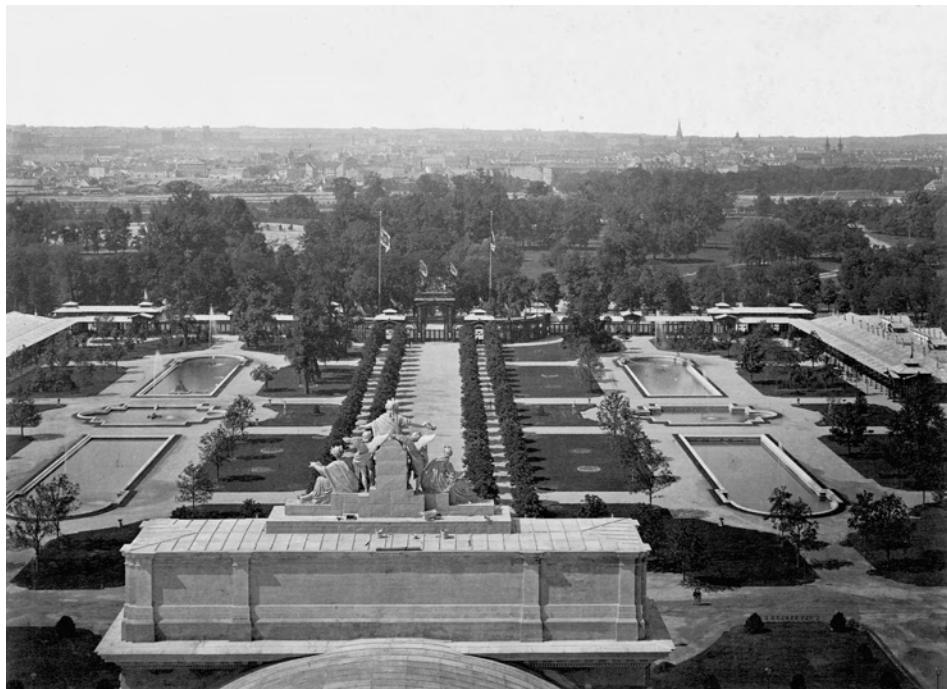


Abb.8: Blick von der Rotunde Richtung Prater Hauptallee, 1873 (Technisches Museum Wien/Bildarchiv)

- **Gedenktafeln:** Die weit zurückreichende Vergangenheit der Stadt war für Rodenberg wohl eine der faszinierendsten Erfahrungen seines Winaufenthalts. Schritt für Schritt spürte er die enorme Geschichtsträchtigkeit vieler Gebäude und Plätze: „Man fühlt sich in Wien wie in einem alten, gut eingewohnten Hause, wo jedes Eckchen seine lange Geschichte hat, wo man ganz von traulichen

¹³¹ Ebenda, 230.

¹³² Ebenda, 221.

Erinnerungen umgeben ist und die Schatten der Vorfahren nicht schreckhaft umgehen, sondern freundlich besorgt herannahen.“¹³³ Sichtbarer Ausdruck dessen war für ihn die enorme Fülle an Gedenktafeln, die er als „lobenswürdigste Einrichtungen“ der Stadt pries und als überaus „nachahmungswürdig“ empfahl.¹³⁴ Gerne zitierte er die öffentlichen Erinnerungstexte ebenso wie die zahlreichen lateinischen Inschriften an den Denkmälern, die sich besonders in der Innenstadt häuften. Diese erschien ihm geradezu als verdichtete Anhäufung von Geschichte, würdig einer wahren „Weltstadt“, aus deren Zentrum – symbolisch wie real – der Stephansdom herausragte mit seiner „Heiligkeit des Alters“.¹³⁵

Dem nicht selten nostalgisch verklärten Retroblick stand allerdings eine Gedenktafel entgegen, deren Beachtung Rodenberg ein wichtiges persönliches Anliegen war: Jene am Judenplatz, die an die Vertreibung und Ermordung der Wiener Juden im Jahr 1421 erinnerte. Ausführlich schilderte er, wie die Juden in der Stadt auch später immer wieder verfolgt, deren Synagogen und Friedhöfe zerstört wurden. Mehrere Male wurden sie, so Rodenberg, „abgeschafft“, wie der klassische Ausdruck lautete¹³⁶. Vehement, wie sonst nie in seinen Ausführungen, kritisierte er den Umgang mit der jüdischen Bevölkerung, für den es bezeichnend schien, „daß es ihnen hier (und überall) in dem Maße besser erging, als man sich von der Linie moderner Civilisation rückwärts bewegt.“¹³⁷ Für eine moderne Metropole waren seiner Überzeugung nach prosperierende jüdische Viertel unabdingbar, die nicht wie einst in Wien im „Elend“ – nahe der so genannten „Elendbastei“ – lagen¹³⁸, sondern dort, wo sie den Bewohnern ihre ökonomische Kraft ungehindert zu entfalten erlaubten.

- *Musikstadt*: „Wien ist vor allem die Stadt der Musik.“¹³⁹ Auf diesem Gebiet, so Rodenberg apodiktisch, sei man überzeugend „Weltstadt“. „Das wiener Leben ist unendlich melodiös, wenn ich so sagen darf, und wirklich schlechte Musik (...) hört man dort nie.“¹⁴⁰ Ausführlich schilderte er die Gedenkstätten von Haydn, Gluck, Mozart, Beethoven und Schubert, die ihm den hohen Stellenwert bezeugten, den die Musik in der Stadt genoss. Die Imagekonstruktion von der „Musikstadt Wien“ hatte sich, wie Martina Nußbaumer in einer groß angelegten Studie darlegt¹⁴¹, im ausgehenden 19. Jahrhundert immer mehr zu verfestigen begonnen, sodass man bereits 1913 konstatieren konnte: „Die Bedeutung Wiens als Musikstadt ist so allgemein bekannt, daß man eigentlich verzichten könnte, darüber noch besonders zu sprechen.“¹⁴² Dass dabei auch nationale Aspekte eine wesentliche Rolle spielten, belegen Rodenbergs Schil-

¹³³ Ebenda, 211-212.

¹³⁴ Ebenda, 153.

¹³⁵ Ebenda, 205.

¹³⁶ Ebenda, 180.

¹³⁷ Ebenda, 176.

¹³⁸ Ebenda.

¹³⁹ Ebenda, 301.

¹⁴⁰ Ebenda, 190.

¹⁴¹ Martina Nußbaumer, *Musikstadt Wien. Die Konstruktion eines Images*, Freiburg/Br.-Berlin-Wien 2007. Vgl. dazu auch Roman Horak, Siegfried Mattl, „Musik liegt in der Luft ...“. Die „Weltkulturrhauptstadt Wien“. Eine Konstruktion, in: Dies., Wolfgang Maderthaner, Lutz Musner (Hrsg.), *Stadt. Masse. Raum. Wiener Studien zur Archäologie des Populären*, Wien 2001, 164-239.

¹⁴² Paul Busson, *Wien, seine Sehenswürdigkeiten und Vergnügungen*. Herausgegeben vom Landesverband für Fremdenverkehr in Wien und Niederösterreich, Wien 1913, 12.

derungen eindrucksvoll. Er begriff Wien stets als deutsche Stadt, die für die deutsche Musik – so seine Behauptung – letztlich jene Bedeutung habe wie Weimar für die deutsche Literatur.¹⁴³

Im ausführlichen Wesensvergleich der beiden Hauptstädte Wien und Berlin sollten sich die „beiden Seiten des deutschen Lebens“ offenbaren, die notwendigerweise zusammen gehörenden Teile eines ganzen Körpers. Wien schrieb Rodenberg dabei die Rolle des „Herzens“ zu, Berlin jene des „Kopfes“. ¹⁴⁴ Diese nationalistisch determinierte Sichtweise der beiden Stadtimages entsprach dem erstarkten preußischen Sendungsbewusstsein, das sich seit Gründung des Deutschen Reiches als Nationalstaat merkbar verschärft hatte. „Am deutschen Wesen soll die Welt genesen“, lautete die populistische Parole, von der auch Rodenberg nicht ganz frei war. Vehement plädierte er mit den „Wiener Sommertagen“ für eine Integration der beiden gegensätzlichen Wesenszüge, welche die auch geographisch unterschiedlich geprägten Metropolen für ihn darstellten. Denn während das nördliche Berlin eher von Konstruertheit, Nüchternheit und Fleiß gekennzeichnet sei, sei das südliche Wien die Stadt der Tradition, Heiterkeit und Lebenslust. „Wien spricht mehr zu der Phantasie, Wien spricht mehr zu dem Gemüth“ lautete die zentrale Erkenntnis Rodenbergs. ¹⁴⁵ „Man hat in Wien immer die Vorstellung, als ob irgendein Feiertag in der Luft sei, als ob die Sonne durch gemalte Kirchenfenster scheine. In Berlin dagegen ist alles klar und nüchtern und verständig wie ein Werktag.“ ¹⁴⁶

Mit diesen kulturellen Stereotypen konstruierte er jenes mächtige Klischee mit, das Wien bis heute begleitet, als Stadt mit ausgeprägtem Hang zu Nostalgie und Gemütlichkeit ¹⁴⁷, mit einem Lebensstil und einer Alltagskultur, die – wie Lutz Musner jüngst analysiert hat – in die Zuschreibung eines speziellen „Geschmacks von Wien“ mündeten. ¹⁴⁸ Das sich im internationalen Städtebewerb etablierende Image als „Weltstadt der Musik“ passte dabei ausgezeichnet in dieses Raster. Es wurde mit kulturellen und politischen Strategien weiter ausgebaut und forcierter, sodass es in der Tourismuswerbung schon bald zum unangefochtenen „Alleinstellungsmerkmal“ für eine Stadt avancierte, die in dieser Hinsicht auch global keine Konkurrenz zu scheuen hatte.

Rodenbergs ausführlicher Kriterienkatalog für die „Weltstadtwerdung“ Wiens erhob keinesfalls den Anspruch auf Vollständigkeit. Stets blieben es subjektive Eindrücke von einer Stadt, deren Entwicklung dem Beobachter sehr am Herzen lag. Allzu negativ konnotierte Aspekte, die bei der Weltausstellung offenkundig geworden waren, erwähnte Rodenberg weit weniger ausführlich bis gar nicht, wie bürokratische und ökonomische Hindernisse, mangelnde hygienische Standards, Probleme mit der Wasserversorgung oder den schleppenden Ausbau des öffentlichen Verkehrsnetzes (erste Überlegungen zur Errichtung einer Untergrundbahn

¹⁴³ Rodenberg (Anm. 1), 157.

¹⁴⁴ Ebenda, 306, 317.

¹⁴⁵ Ebenda, 289.

¹⁴⁶ Ebenda, 290.

¹⁴⁷ Vgl. dazu Kai Kauffmann, Gemütliches Wien und verständiges Berlin. Entwicklung kultureller Stereotypen 1780–1880, in: Wolfgang Kos, Christian Rapp (Hg.);, Alt-Wien. Die Stadt, die niemals war, Ausstellungskatalog des Wien Museums, Wien 2004, 39-45.

¹⁴⁸ Lutz Musner, Der Geschmack von Wien. Kultur und Habitus einer Stadt, Frankfurt/Main-New York 2009.

wurden verworfen) und der touristischen Infrastruktur. All dies sollte in den folgenden Jahrzehnten im Mittelpunkt intensiver Diskurse zur Stadtentwicklung stehen.

Vorangetrieben wurden diese u. a. von Adolf Loos, der den in Wien herrschenden Umgang mit Architektur und öffentlichem Raum heftig kritisierte¹⁴⁹; oder von Max Winter, dem renommierten Journalisten und späteren Vizebürgermeister von Wien, der im Jahr 1900 eine Studienreise zur Weltausstellung in Paris unternahm und die dortigen Verhältnisse mit jenen in seiner Heimatstadt verglich. So suchte auch er jenes Ambiente zu erkunden, das die moderne „Weltstadt“ charakterisierte, von der Dichte des Verkehrs über die Lebendigkeit des Straßenhandels bis hin zur Straßenreinigung und Ausstattung mit öffentlichen Bedürfnisanstalten.¹⁵⁰

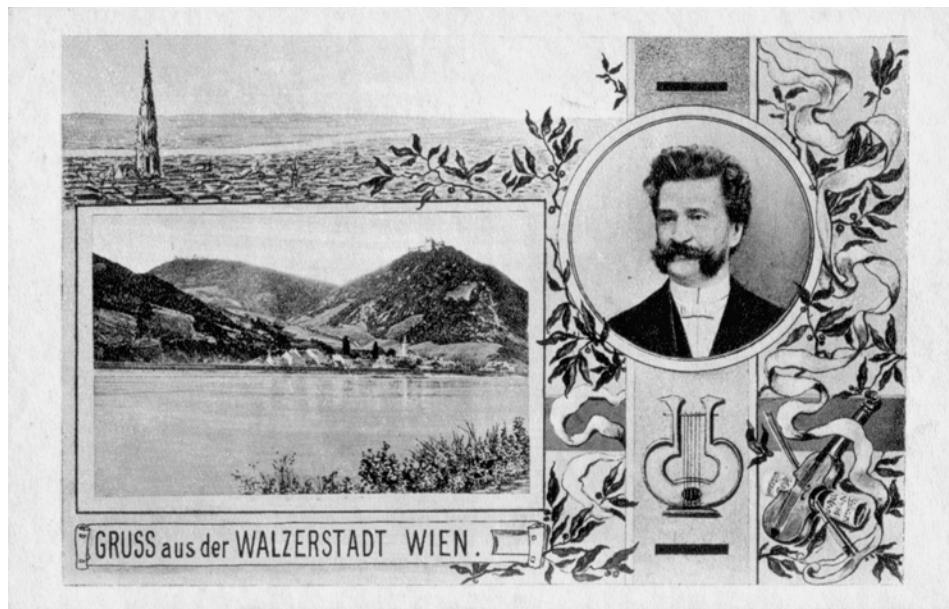


Abb. 9: Musik als Imageträger: Ansichtskarte, um 1900 (Sammlung Peter Payer)

Mit dem Ersten Weltkrieg brach nicht nur die Monarchie, sondern auch Wiens Weltstadimage zusammen. Die Versuche, es zu erhalten, waren lediglich auf musikalisch-kulturellem Gebiet (1927 wurden die „Wiener Festwochen“ gegründet) einigermaßen erfolgreich. Bis im Zweiten Weltkrieg die „Perle Wien“, entgegen dem Diktum Adolf Hitlers, zur Gänze ihre „würdige Fassung“ verlor.

Erst in der Nachkriegszeit, nach Beseitigung der gröbsten Kriegsschäden und erfolgreichem Wiederaufbau, gelang es erneut, an das ehemals vielversprechende urbane Leitbild anzuknüpfen. „Wien wird wieder Weltstadt“ lautete der programmatiche Titel einer 1956 erschienenen Schrift, die die künftige

¹⁴⁹ Vgl. dazu Anton Schweighofer, Wien wäre Weltstadt, wenn ... Zu den Arbeiten über den öffentlichen Raum von Adolf Loos, in: Adolf Loos, Ausstellungskatalog der Graphischen Sammlung Albertina und des Historischen Museums der Stadt Wien, Wien 1989, 191-209.

¹⁵⁰ Max Winter, Pariser Spaziergänge I-V, in: Arbeiter-Zeitung. 9.7.1900, 3; 15.7.1900, 5; 22.7.1900, 6-8; 29.7.1900, 6; 5.8.1900, 7-8. Vgl. dazu Gerhard Meißl, Hierarchische oder heterarchische Stadt? Metropolen-Diskurs und Metropolen-Produktion im Wien des Fin-de-siècle, in: Roman Horak, Wolfgang Maderthaner u. a. (Hg.), Metropole Wien. Texturen der Moderne, Bd. 1, Wien 2000, 284-375.

Imageausrichtung vorgab.¹⁵¹ Mit zahlreichen infrastrukturellen, ökonomischen, politischen und kulturellen Strategien versuchte man Anschluss an die „große Welt“ zu finden.¹⁵² Nach Überwindung der geographischen Randlage als „Vorstadt Europas“¹⁵³ war der gedachte Kulminationspunkt die erneute Abhaltung einer Weltausstellung im Jahr 1995, was jedoch von der Wiener Bevölkerung per Volksabstimmung verhindert wurde.

Dass es seither trotzdem erfolgreich gelang, Wien in der verschärften globalen Städtekonkurrenz Weltgeltung zu verschaffen, ist – wie Roman Horak und Siegfried Mattl retrospektiv analysierten – vor allem dem Auf- und Ausbau des Tourismus zu verdanken¹⁵⁴, der mit der Weltausstellung 1873 einen ersten, entscheidenden Impuls erfahren hatte. Ob Wien seither wirklich „Weltstadt“ geworden ist oder – wie manche behaupten – doch nur die „größte Kleinstadt der Welt“¹⁵⁵, möge letztlich dahingestellt bleiben.

¹⁵¹ Kulturamt der Stadt Wien (Hg.), *Wien wird wieder Weltstadt*, Wien 1956. Zur damaligen publizistischen „Weltstadt“-Offensive vgl. Hugo Ellenberger, *Wien. Weltstadt an der Donau*, Wien-München 1956; Herta Singer, *Wien. Weltstadt von heute*, Wien 1961; Franz Hubmann, *Wien. Weltstadt der Geschichte*, Zürich 1965; Karl Ziak (Red.), *Wiedergeburt einer Weltstadt. Wien 1945-1965*, Wien-München 1965.

¹⁵² Vgl. dazu Sylvia Mattl, Peter Payer, Wien: Der lange Weg zur „multikulturellen Weltstadt“, in: Hakan Gürses, Cornelia Kogoj, Sylvia Mattl (Hg.), *Gastarbeiter. 40 Jahre Arbeitsmigration*, Ausstellungs-katalog des Wien Museums, Wien 2004, 99-104.

¹⁵³ Wien. Vorstadt Europas, Zürich 1963.

¹⁵⁴ Horak, Mattl (Anm. 141), 169.

¹⁵⁵ Franz Schuh, Über Wien am Rande. Thesen zur „Urbanität von Städten“, in: Monika Sommer, Marcus Gräser, Ursula Prutsch (Hg.), *Imaging Vienna. Innensichten, Außensichten, Stadterzählungen*, Wien 2006, 177-188.